Bürgerſinn
und
Familienliebe,
oder
Tobias Hoppe.

Von
A. Lafontaine.

Drittes Bändchen.

Halle,
in der Rengerſchen Buchhandlung.
1812.

Bürgerſinn
und
Familienliebe,
oder
Tobias Hoppe.

Von

A. Lafontaine.

Tobias Hoppe an Stahl.

Hamburg.

Es iſt ein betrübtes Ding, Stahl, um eine Leidenſchaft, und dazu in einer Seele, die wohl oder übel, weiter keine Ausſicht vorwärts in's Leben hat. Ich hatte Heimchen geſchrieben, ſeine Familie ſollte mich eine Stunde von Hamburg abholen — Du kannſt denken, wie mich nach dem Augenblicke verlangte! — aber in Neuenmünſter ſtieß ich auf einen Jugendbekannten, auf deſſen Geſicht lauter ſchwarze Wochen- Arbeits- und Kummertage und nicht ein einziger rother Feſttag geſchrieben ſtand. Seine Stimme klang wie ein leiſes Wehgeſchrei. Das ſah ich, das hörte ich, und in meiner Seele tauchten alle die ſchönen Stunden der Jugend wieder auf, die ich mit dem rothbackigen

Rundkopf erlebt hatte, und doch blieb mein Herz ſo trocken, als ein ausgebrannter Bimsſtein. Ich blieb in meinem Wagen ſitzen, und redete mit ihm aus dem Wagenfenſter; denn er traf mich vor der Poſt, wo ich nach Pferden rief.

Ich hütete mich, ihm die Frage zu thun: wie geht's Dir, alter Freund? nur um eine Stunde früher das blaue Auge Blanka's zu ſehen. Die hölliſche Empfindung ſchnürte mir die Kehle faſt zu; aber ich konnte den Teufel nicht überwinden, der neben mir oder in mir ſaß.

Endlich kamen die Pferde; da ſagte er: „Die Minute hat mich erquickt, Hoppe! Ich habe an eine glücklichere Zeit gedacht!" Da war ich mit einem Satze aus dem Wagen und in ſeinen Armen.

„Sollte auch die ſchöne Minute Eine Stunde, ja, vier und zwanzig Stunden ſpäter kommen:" rief ich — „ich kann Dich mit dem Jammergeſichte nicht hinter mir laſſen! Komm, ſprich! wie geht's Dir? Laß mich, wenn es möglich iſt, einen Feſttag oder ein ganzes Jubeljahr auf Dein

Geſicht ſchreiben!“ Ich ging mit ihm, und im Gehen floß die harte Steinrinde von meinem Herzen ab. Ich umhalſete ihn zehnmal unterwegs, und rief dazu, als wäre ich Stadtausrufer: „Hol der Teufel alle Hartherzigkeit!“ Und ließ die Neuenmünſterer von mir denken, was ſie wollten.

In ſeiner Erzählung des Unglücks kam der Name Maitland vor; und wie ich in ſein armes Stübchen trat, ſaß Herr Maitland da bei der weinenden jungen Frau. Ich erkannte ihn den Augenblick an ſeiner Quäckerkleidung. Ich flüſterte meinem Freunde zu, meinen Namen nicht zu nennen.

Herr Maitland ging. Nun erzählte mir der Mann, wie er von Stufe zu Stufe geſunken, und ſchon hätte verhungern müſſen, ohne den guten Herrn Maitland.

„Der gute Herr Maitland?“ ſagte ich — „ich bin gewohnt, ein ſchlimmres Beiwort bei dem Namen Maitland zu ſetzen.“ Die Frau nickte unmerklich mit dem Kopfe. Sie ſchüttelte noch ein paar

Mahl den Kopf, wenn der Mann den guten Herrn Maitland ſo lobte.

„Ich denke, Loſe, Deine Frau die weiß ein andres Stückchen von dem Satan zu ſingen.“

Da fand ſich denn, daß Herr Maitland der jungen hübſchen Frau verdeckte Anträge gemacht, die ſie ihrem hitzigen Manne verſchwiegen hatte, um nicht den Heuchler, der kleine Wechſel von ihnen in Händen hatte, aufzubringen.

Darüber waren ein paar Stunden hingelaufen. Die Zeit, die ich Heimchen beſtimmt hatte zum Warten, war verfloſſen; der edle Moritz, die Bosheit des alten Sünders, die Thränen der jungen Frau, der Zorn meines Freundes, verſetzten mich in eine entſetzliche Wuth, und mitten in dieſer Empfindung kam Herr Maitland zurück.

Du kannſt leicht denken, wie blaß der Sünder wurde, da ich mit meinem Namen hervorrückte. Aber nur einen Augenblick lang; dann hatte er das fromme Geſicht wieder. Ich bat mir nun ſeine Wech-

ſel auf Loſen aus', zahlte und zerriß ſie. Er griff nach dem Hute, zu gehen. „Noch Herr Maitland," ſagte ich — „ſind wir nicht fertig. Dieſe Wechſel ſollten die Lockſpeiſe für das junge Weib da ſeyn? Alſo Sinne haſt Du noch, Sünder! Ich danke Gott dafür, ſo iſt doch noch, wenn nicht an Dein Gewiſſen, an Deine Haut zu kommen."

Der Kerl lächelte wie ein Kind, wenn es von Engeln träumt, und ging. Dieſes Lächeln aber war der Waſſertropfen, den er in eine geſchmolzene Eiſenmaſſe ſprützte. Ich fuhr hinter ihm her, und bearbeitete ihn mit meinem Rohr, auf der Gaſſe ſogar, ſo mächtig, daß er Hülfe ſchrie. Aber ich hatte weder Ohr, noch Augen. Ich prügelte ihn die Gaſſe hinab, bis die Stadtwache ſich dazwiſchen legte, und mich in das Gefängniß brachte.

Alle Welt, Stahl, wenn das meine Schweſter oder Heimchen wüßte! Ich wurde glühend roth vor Schaam, wenn ich die vergitterten Fenſter anſah, und die eiſernen Thüren. Ich nahm alle meine

Philoſophie zu Hülfe, dachte an Sokrates, rief einmal über das andere: „Pah!“ pfiff ein Liedchen; aber Yoriks I can't out! hatte ſeine volle Wirkung.

Dazu kam, daß der Kerl hier wegen ſeiner Scheinheiligkeit in dem größten Anſehen ſtand. Was konnte ich ihm beweiſen? Und Blanka war auf der Rückreiſe nach Hamburg. Kurz, ich brachte eine üble Nacht zu. „Wenn der Kerl auf ſeinem Kopf beſteht,“ fiel mir ein — „ſo wird das eine ſchöne Geſchichte werden.“

Ich ſann auf Mittel, und ich ſchrieb dem Spitzbuben ein Billet mit den Worten: „Herr Thaddäus Wolf, machen Sie, daß ich wieder loskomme, oder — ich kenne Sie beſſer, als Sie glauben.“

Der Name fiel mir aus Moritz Briefen ein. Das half. Er nahm ſeine Klage zurück, und ich kam mit Geld davon. Herr Maitland verſchwand, in der größten Schnelligkeit.

Ich ſetzte meinen alten Schulkameraden auf einen beſſern Fuß, nahm Poſtpferde und reiſte nach Hamburg.

Heimchens waren da geweſen; aber fort waren ſie, und ich ſaß nun und überſann, warum Blanka nicht mit dageweſen wäre. Der Wirth kannte Heimchens.

Ich kam hier an, und Blanka iſt fort, und Niemand weiß wohin. Und ich ſtehe hier auf glühenden Sohlen, und frage, warum denn? Sie ſehen mich beſtürzt an. Wohin denn? Sie ſehen ſich untereinander an. „Ein Brief iſt gekommen, und — wie ſie den geleſen — hat ſie Pferde beſtellen laſſen. Sie will Nachricht von ſich geben.“

Iſt ſie vor mir geflohen? iſt ſie? Sie ſagen hier, nein. Denn mein Brief iſt ſpäter gekommen, als ſie ihre Abreiſe angekündigt hat.

Ich bin zehnmal auf der Poſt geweſen; aber ich erhalte nur verwirrte Nachrichten. Der Poſtillion, der ſie gefahren, iſt mit Lohnpferden nach Hannover, und kommt erſt in vier Wochen zurück.

Da haſt Du den Handel. Ich ſitze hier wie auf Kohlen. Und andere Ge-

ſchichten dazu, die nicht viel beſſer ſind. Gott behüte! Ich bin ſchon auf den Gedanken gekommen, daß Heimchen ſich vorſetzlich nicht nach dem Zweck ihrer Reiſe erkundigt hat; ſo mißtrauiſch macht die Leidenſchaft!

Was hat der Narr vom Poſtillion auch in der Welt herum zu fahren! — —

Lieber Himmel! ich will nur aufhören, ſonſt — lebe wohl, alter Stahl! Erkenneſt Du Deinen Freund in dieſem Briefe noch? —

Tobias Hoppe an Stahl.

Hamburg.

Lieber guter Stahl, ich möchte Ach und Weh ſchreien über die Menſchenkinder. „Haſt Du Deine fünf Sinne beiſammen, Heimchen?" frage ich. Sieh, da verwirren wir das verworrene Schickſal noch mehr, und rufen denn nachher: „Das verdammte Schickſal!" Und ſtützt

ich erſt meinen Kopf, wie ich jetzt fleißig thue und ſinne nach über den Gang des Geſchicks, wie erſt mein Vater, dann ich durch ihn, der alte Dörner, meine Schweſter, wie uns allen die Blüthen unſrer Wünſche verwelkten, wie das Geſchick denſelben Leidenskelch über unſere Nachkommen ausſchüttet, über das Haus des ehrlichen Heimchens: ſo kann mir es doch beifallen, daß ein tückiſcher Kobold die Fäden unſeres Geſchicks ausgeſponnen hat.

Ich hatte einen alten Rektor, Delius hieß er. O welch ein Mann! welch ein Mann! Drei hoffnungsvolle Söhne waren ſeine Freude, der älteſte war mein Freund. Ein reitzendes Mädchen ſeine Tochter, ſittſam, ſtill, tugendhaft und gebildet. Die beiden jüngſten Söhne ſtarben am Faulfieber; dann die Tochter, in Einem Monate. Wir liebten den Mann als unſern Vater; denn er liebte uns väterlich; wie nun ſeine Kinder? Aber keine Klage. Er trug das Unglück mit der Würde eines Weiſen.

Da griff die eiſerne Fauſt des Todes zum vierten Male: ſein älteſter Sohn ſtarb eines Morgens, eine Stunde vor dem Anfange der Schule. Wir ſaßen ſtill wie Geiſter, und zitterten vor dem Kommen des Vaters. Ausbleiben würde er nicht, das wußten wir. Er kam.

Er trat auf den Katheder, er überſah uns alle mit einem Minutenlangen Stillſchweigen; dann hob er an mit den zwei Worten: „Meine Söhne!“ Unſer allgemeines Schluchzen machte ihn weichherzig, nicht ſein Unglück. „Meine geliebten Söhne!“ ſagte er noch einmal — „laßt uns an unſer Geſchäft gehen!“

Wir hatten das Kapitel aus dem Xenophon, wo Sokrates dem Ariſtodem die Vorſehung erweiſt. Da wir das Kapitel geendigt hatten, hob er nach ſeiner Gewohnheit an, das Kapitel zu erklären. Und welche Erklärung! „Die Menſchen,“ hob er mit einem leuchtenden verklärten Geſichte an — „lachen über die Vorſehung. Sie müßte doch des Gerechten gerechte Unternehmungen un=

terſtützen, ſagen ſie. Gut! wenn ſie es muß, wie das menſchliche Herz zu glauben gezwungen iſt: wer heißt Euch denn daran zweifeln? Wer iſt denn der Gerechte, deſſen Abſicht ſo wahr gerecht, deſſen Mittel ſo rein von allem Eigennutz bei einer Unternehmung ſind, daß er hoffen dürfte, die himmliſche Vorſehung müßte ſich ſeiner Handlung zur Helferin geſellen? Aber giebt es gar keinen Gerechten? O gewiß! Aber ſie ſind ſelten. Die Geſchichte hat uns nur wenige Namen von Männern mit reinem, einfachen Herzen, die nur das Gute rein wollten, nicht ſich, aufbewahrt."

„Timoleon, Sokrates," nannten einige von uns.

„Recht! Recht!" rief er. — „Und ſtand denn nicht die Vorſehung als Helferin an Timoleons Seite? Er zog mit fünftauſend Griechen gegen hundertzwanzigtauſend Karthager, auf den Himmel trauend, und auf ſein reines Herz. Da kämpfte Donner, Blitz, Sturm, Platzregen und Hagel gegen die Karthager, und

gab dem Tugendhaften den größten Sieg. War denn Sokrates nicht glücklich? Ein geſundes Leben, ein hohes, kräftiges Alter, von Freunden umgeben, die ihn liebten, ging er aus dem Leben, wie ein Sieger. Wer wollte nicht ſo ruhmvoll ſterben, als er? Seyd gerecht, ſeyd tugendhaft, meine Söhne! dann erſt könnt Ihr ja wiſſen, ob die Vorſehung dem Gerechten hilft. Mir hat ſie geholfen," ſagte er, ſeine Arme erhebend und ſeine Augen voll Thränen, mit ſanfter Stimme — „dieſen Morgen erſt, und wie viel fehlt, daß ich mich gerecht nennen könnte! Mein Sohn ging zu Sokrates und Timoleon, und zu dem Gerechteſten von allen. Nun, meine Söhne alle, laßt uns ruhig fortfahren!" Wir gingen an das folgende Kapitel.

Da ich von meiner erſten Reiſe zurückkam, traf ich den ehrwürdigen Greis faſt im Mangel, aber gleich heiter. Er war ſeiner Augenſchwäche wegen des Dienſtes entlaſſen, und — o grauſam! — da er wenig foderte, hatte man ihm wenig ge-

geben. „Wie viel mehr habe ich noch als Sokrates?" ſagte er lächelnd, da ich zornig an ſeinem Halſe hing. Daß er nun ſorgenlos lebte, war mein eifrigſtes Geſchäft. Er ſtarb in meinen Armen. Wäre ich nicht tugendhaft geweſen, Stahl: ſeine letzte Unterredung hätte mein Herz zur Tugend in ſeinen Grundfeſten erſchüttert.

Ja, das wollt ich Dir damit ſagen, daß auch die beſten Menſchen alle Augenblick in das Rad des Glücks faſſen, ſtatt es zu treiben, es aufhalten, es umkehren, und ſich und hundert weiche Herzen lieber unter das Rad zum Zerdrücken werfen, als einen verkehrten Plan fahren laſſen.

Ich ſende Dir hier eine Menge Briefe von Blanka'n an Thereſen, von Thereſen an Blanka'n, aus denen Du ſehen wirſt, daß Moritz nicht verheirathet geweſen, daß er wieder in Bremen iſt, ein braver, fleißiger Menſch, jetzt das wahre Abbild ſeines Oheims. Aber der Oheim, um der Stadt zu zeigen, daß er nicht auf Moritz gerechnet hat,

läßt lieber Tochter und Neffen in Gram vergehen.

Er hat Recht, wenn er anfängt, und der Herr Moritz iſt ein unbeſonnener Thor geweſen. „Aber, guter Gott, Heimchen," rufe ich — „biſt Du denn mit Deiner runden Perücke und funfzig Jahren zur Welt gekommen? Schriebſt Du Deine erſten Buchſtaben und Zahlen mit der jetzigen feſten Hand?"

Zweitens wirſt Du ſehen, daß die fröhliche, ehrenfeſte Thereſe ſich in meinem Garten mit dem Sohne meines alten Dörners zuſammengefunden hat, recht als hätte die Vorſehung es darauf angelegt, den verworrenen Knoten mit meiner Schweſter-Sohn ganz leiſe aus einander zu wickeln. Aber der unbewegliche Samuel hat ſein Wort gegeben, und meine Schweſter iſt eben ſo wenig zu bewegen, den alten Samuel ſeines Worts zu entlaſſen, beſonders da ſie ein Vögelchen davon hat ſingen hören, daß ich auf Freiers Füßen ginge.

So

So lange ſie glaubte, ihr Sohn würde mein Erbe ſeyn, hatte ich freilich mit zu reden. Jetzt aber? Und nun hat obendrein der vertrackte Burſche an Samuel geſchrieben, nennt in dem Briefe Thereſen ſeine geliebte Braut. Ich ſtehe dazwiſchen wie gebunden; ich ſehe, wie ſie alle Gift trinken, und kann nicht rufen: es iſt Gift! kann nicht von meinen Banden los, um ihnen den Giftbecher aus der Hand zu ſchlagen! Wahrſcheinlich iſt es mit meines Neffen Liebe vorbei, und ſo muß ich ſchweigen. Wenn meine Schweſter ſagt: er ſoll! er will! ſo muß ich ſchweigen; denn er iſt mein Erbe nicht mehr. Wenn Samuel mir vorwirft, daß Dörner meine Braut weggefiſcht hat: ſo muß ich ſchweigen; denn ich darf ihm nicht ſagen: meine Braut war meine Schweſter.

Und Blanka iſt davon gegangen, und der verdammte Poſtillion, der ſie gefahren, iſt noch immer nicht zurück. Wo iſt ſie? Warum ging ſie? Ich fürchte, dahinter ſteckt etwas, was mich betrifft, und

was auf einmal wie ein Geſpenſt in ſeiner Schreckensgeſtalt vor mich hintreten, und ſagen wird: Wehe! wehe!

O mein alter Rector, werde ich dann Deine Stärke haben, zu ſagen: es giebt eine ewig gütige Vorſehung!

Tobias Hoppe an Stahl.

Hamburg.

Ich kannte einen Mann, der nie ein Wort gebrauchte, ohne den Zuſatz des Worts „unendlich.„ Ich bin Ihnen unendlich verbunden. Ich liebe Sie unendlich. Das hatte der Ehrenmann beſtändig auf der Zunge, und ſeine Freundſchaft, ſeine Liebe, ſeine Dankbarkeit waren ſo kleine Enden, daß ſie nicht von einem Tage bis zum andern reichten. Aber der Mann war dabei ein guter Philoſoph. Er vertheidigte ſein Wort. Er behauptete, die Unendlichkeit, wie die Unſterblichkeit, die Jnmaterialität ließe ſich weit leichter den-

ken, als die Endlichkeit, die Sterblichkeit und der Körper. Aber ſolche Sünder ſind wir alle, glaube ich, troß unſerer Philoſophie und unſern Tugenden. Unſere erhabenſten Eigenſchaften beſtehen, wie die hohen Gebürge, aus nichts als ſehr kleinlichen Sandtheilchen, die nicht der Rede werth ſind.

Sieh, da ſaß ich neben Heimchen, Thereſen, der Baſe Pold, dem Vetter Moritz, und hielt der Vorſehung eine Apologie über die andere, daß man nur zugreifen dürfte, um glücklich zu ſeyn, wie Thereſe immer und ewig ſingt. Sieh, ich dachte, ich wäre der einzige Vernünftige im ganzen Haufen; aber ich hatte meine Rechnung ohne den Teufel gemacht, der ſagt: alles, was ein Mann hat, ſetzet er an ſein Leben. Nun mich das Schickſal auf die Probe nimmt, bin ich eben ein ſo armer Teufel, als alle andern, denen ich den Kopf zurecht rücken wollte.

Ich reiſe nach Bremen, wo mein Neffe angekommen iſt, um den jungen

Herrn auszuholen, und ihm über Thereſens Herz reinen Wein einzuſchenken.

Meine Schweſter, wie ſie nun iſt, empfing mich mit glatten Worten; aber ihre Stirn, ihre Stimme hing voll Ungewitter. Sie ſprach wie ein Buch über meine jetzige Lage des Herzens. Sie lobte meinen Entſchluß, noch ſelbſt das Glück des Lebens in der Häuslichkeit zu genießen. „Freilich,“ ſetzte ſie wie ſcherzend hinzu — „hatte Ludwig wohl auf Dich gerechnet.“

„Ludwig wohl nicht, Schweſter; denn er iſt gar nicht arm, Dein einziger Sohn.“

„Auf mich aber kann er nicht rechnen, ſo lange ich lebe.“

„Auf meinen Tod alſo ſollte er rechnen!“ Sie erröthete doch. Aber dann wurde ſie wieder ſo freundlich, daß ich mich hätte von ihr täuſchen laſſen, wenn nicht ihr Geſicht, der Ton ihrer Stimme die ſcharfen Dornen durch die freundlichen Worte durchgeſteckt hätten.

Da brach ich denn endlich los. Ich ſchlug auf den Geiz, auf die Habſucht

unbarmherzig los. „Jeder Menſch, lieber Bruder,“ ſagte ſie — „hat ſeinen Preis. Und ich weiß nicht, ob die Mutterliebe ſo viel verächtlicher iſt, als Deine Liebe zu einer Fremden.“

„Geiz, verdammter Geiz iſt's, der ſich nur hinter der Mutterliebe verſteckt; denn wenn es Deines Sohnes Glück foderte: ſprich, könnteſt Du Dein Vermögen hingeben? Sprich!“

„Könnteſt Du Deine Liebe für Ludwigen, den Du als Deinen Sohn zu lieben vorgiebſt, hingeben? Sprich!“

„Ich hoffe es zu Gott!“ ſagte ich, ich glaubte vom Herzen. Und könnte ich es nicht, Schweſter: ſo würde ich zum Mindeſten nicht in Deiner triumphirenden Stellung ſtehen.“

Sie fiel um meinen Hals, und rief eifrig: „Wer läugnet es, daß Du großmüthiger biſt, als wir alle? daß Dein Herz rein iſt, wie ein Brilliant, und weich wie die Liebe ſelbſt.“ Aber eine Minute darauf erkundigte ſie ſich, wo denn das Mädchen — ſie kannte Blanka's Na-

men nicht — geblieben ſey, und welche Gründe ſie gehabt hätte, Heimchens Haus zu verlaſſen?

„Sie will Nachricht von ſich geben, hat ſie verſprochen,“ ſagte ich ehrlich und verſöhnt.

Da fuhren wieder tauſend Dornen auf ihrem Geſichte auf. Ich ſah wohl, daß ſie darauf rechnete, ich ſollte Blanka'n nicht wieder finden.

Am Abend kam Ludwig. Ich hatte meiner Schweſter ernſthaft befohlen, ihrem Sohne nichts von meiner Verbindung mit dem Mädchen zu ſagen, und beſonders nicht auf die Beſchleunigung ſeiner Verbindung mit Thereſen zu dringen.

Am andern Morgen ging ich mit ihm ſpazieren.

„Du biſt gekommen, Ludwig,“ fragte ich, um Thereſen zu heirathen?“

„Ja, lieber Oheim! Ich bin entſchloſſen, Thereſen zu heirathen. Ich kenne ſie wenig; aber ſie iſt Heimchens Tochter, und was Sie von ihr halten —“

„In Deſſau klang das alles viel anders, mein lieber Ludwig! da hatteſt Du eine Geliebte, zu deren Beſitz Du Dich durch grimmige Bären, durch Erdbeben und Ungewitter durchſchlagen wollteſt.“ „Ludwig, darf ein Mann von meinen Jahren wiſſen, was einen jungen Menſchen von Deinen zu dieſer ſchnellen Veränderung bringen konnte?“

„O ja, mein Vater! Ich habe mich meines Herzens nicht zu ſchämen. Ich habe meine Geliebte verloren.“

„Das heißt, ſie hat geheirathet.“

„Ich habe ſie verloren. Ich habe ſie ſechs Monate hindurch geſucht. Ich bin überzeugt, ich habe ſie verloren.“

„Und dieſe ſechs Monate ſind die Erdbeben und ſtürmenden Meere, die Du durchkämpſt haſt. Ich bin in meiner Jugend einem Mädchenkopfe, den ich hinter einem Fenſter hatte ſitzen ſehen, länger getreu geweſen. Und Du biſt mit dem Mädchen verlobt?“

„Nein, denn wäre ich das! o wäre ich das, mein theurer Oheim!“

„Und ſie liebt Dich?“

„Seltſam, daß ich auch dazu nicht ja ſagen kann. Ich glaubte es einmal. Aber —“

„Du haſt ſie wohl nicht geſehen, am Ende!“

„Geſehen, o ich habe einen Monat lang mit ihr zuſammen gelebt. Aber hätte ſie mich geliebt, ſo hätte ich Nachricht von ihr.“

„Wenn ſie ſo wenig von Dir weiß, als Du von ihr?“

„Sie weiß meinen Namen, weiß, daß ich in Bremen meine Briefe erhalte, weiß —“

„Weißt Du denn ihren Namen? Das iſt eine ſeltſame Liebe. Wer iſt ſie? wie heißt ſie?“

„Blanka Horrberg!

Sieh, Stahl, da ſtand ich Sünder. Ein Glück war es, daß der Burſche mir das alles mit niedergeſchlagenen Augen erzählt hatte. Und bei dieſer Gelegenheit frage ich Dich, warum ein ehrlicher Mann, der ein Mädchen liebt, und ehr-

liche Abſichten dabei hat, nie als mit Schaam von ſeiner Liebe reden kann, als ob die Liebe ein Bubenſtück, oder eine Kinderei wäre, deren man ſich ſchämt? Oder ſchämt man ſich der Leidenſchaft nur? Ich brauchte eine Frau, ſagt man: meine Braut iſt ganz wohlhabend. Ich hoffe glücklich mit ihr zu ſeyn. Von Liebe ſagt man nicht ein Wort. Warum dieſes Verſtecken-ſpielen mit dem ehrwürdigſten Triebe der Natur, und iſt es gar Liebe mit der edelſten Empfindung des Lebens, wie alle Welt ſagt? Iſts nicht als hätte die Natur dem Lykurg oder Lykurg der Natur etwas abgeſehen, daß beide dieſen Trieb ſo geheim zu halten befehlen? Und warum thaten es beide?

Da ſtand ich, und wußte nicht ein Wort, was ich ſagen ſollte. Nach einer Pauſe hob er wieder an, und erzählte mir, wie er in Böhmen in einem Landwirthshauſe mit ihr bekannt, wie er mit ihr die Reiſe über Prag nach Dresden gemacht. Ich hatte mich endlich ſo weit wieder erholt, daß ich ruhig ſagen

konnte: „Aber aus dem allen ſehe ich keinen Zug von Liebe, Ludwig! Du verſchweigſt etwas, oder Du weißt ſehr wenig.“

Da erzählte er mir denn ein Langes und Breites, von ihrem ſchönen Herzen, von ihrer Sittſamkeit, von ihren feinen Sitten, was ich alles wußte; dann eine Menge kleiner Anekdoten von einem blinden Harfenmädchen, und andere kleine Begebenheiten, woraus er den Schluß gemacht hatte, er ſey von ihr geliebt.

Auch ſchien es ſo, konnte ich mir nicht läugnen. Aber es konnte auch anders ſeyn. Das Wort Liebe war nicht genannt; und wie viel die Dankbarkeit in einem Herzen wie Blankens kann, das weiß ich.

O ſeinen Namen wußte ſie gewiß nicht; und wußte ſie ihn, ſo hatte ſie ihn nicht geliebt. Denn ich ſelbſt hatte mit ihr von Iſenbart geſprochen.

Das alles bedachte ich, und er hielt mir indeß eine lange Rede, die ich immer mit ha! ha! und ja! ja! beantwortete,

bis er mir ſagte: „Sie hören mich nicht, Oheim!“

„Ja“ ſagte ich — „ich denke darüber nach, ob Du Unrecht oder Recht gethan haſt, Ludwig, Deine alte Geliebte aufzugeben. Aber laß uns jetzt gehen.“ Wir gingen, und ich habe Dir dieſes geſchrieben, um nur eine Pauſe zwiſchen Empfindung und Entſchluß, den ich zu faſſen habe, zu bringen. Wenn er Thereſen heirathet, habe ich ſchon tauſendmal gedacht, ſo iſt ſie mein. Siehſt Du, da haſt Du den Sünder, der alles für ſein Leben dahin giebt, und immer von unendlicher Liebe redet, die nicht über eine Stunde hinaus reicht.

Jetzt will ich ins Armenkonzert, dann eine arme Familie beſuchen, dann wird mir ja Gott zu einem Entſchluſſe helfen, der nicht gar zu arg iſt. Leb wohl!

Aber iſt es nicht ein Kobold, der mich und meinen Neffen zuſammen hetzt, daß wir gegen einander ſtehen, wie zwei tolle

Nebenbuhler? Potz Gift und Galle! Und unſchuldig ſind wir beide doch. Leb wohl!

Tobias Hoppe an Stahl.

Hamburg.

Ich ging in das Armenkonzert, wo ſie den Händelſchen Meſſias gaben; aber ich hörte keine Note, ſo wurde ich wie ein Federball hin und zurück geworfen von den Gedanken: „Sie liebt ihn! ſie liebt ihn nicht!“ „Sie iſt ein wenig leer,“ ſagte mir ein Bekannter beim Hinausgehen — „die Pauken und Trompeten fehlen.“ Ich ſah meinen Mann ſtarr an; denn ich wußte nicht, daß er von der Muſik redete. Aber ich dachte an meine Großprahlerei, in der ich mich mit Pauken und Trompeten vermaß, ich wäre der einzige großmüthige Menſch unter dem ganzen Haufen. Und nun hätte ich den Vetter Iſenbart heute mit There-

ſen kopuliren laſſen, um meines Glücks gewiß zu ſeyn.' „Leere Fäſſer machen immer das meiſte Geräuſch!" rief ich ganz laut und ſchlug auf mein Herz; aber es half mir nichts, daß ich wußte, wo mir es fehlte.

Ich ging mit ſtarken Schritten nach der Wohnung des Elends, und ſchämte mich nicht wenig, daß ich glaubte, mit dem Aufmachen meines Beutels ein Weiſer zu ſeyn, und mein Herz war verſchloſſen, wie der eiſerne Geldkaſten eines Geizigen. Auf dem Nachhauſewege beſchloß ich denn Ehren halber, meinen Neffen noch einmal ins Verhör zu nehmen, und wenn ſie ihn liebte — ich fürchte aber, lieber Stahl, es war bei mir ſchon ſo gut als abgemacht, ſie liebte ihn nicht. Il faut au moins sauver les dehors! Das nahm ich einmal einem Franzoſen ſo übel, und jetzt? Gott gebe, daß ich zur Vernunft komme, und ſagen kann, was ich damals ſagte: „Hol der Teufel die Dehors, wenn das Herz fort iſt!"

Mein Neffe war abgereiſt, und ich erhielt von ihm ein Billet, worin er mir Nachricht gab, daß er eben einen Schimmer von Hoffnung hätte, Blanken zu finden. Und finde ich ſie, o mein Vater, dann rechne ich auf Sie!

Da lag meine Philoſophie, meine Großmuth, meine Hoffnung um mich her in Stücken, und meine Schweſter erſchrak ſo heſtig bei dem armen Sündergeſicht, was ich machen mochte, daß ſie meinte, ihrem Sohne müßte ein großes Unglück widerfahren ſeyn.

Den andern Morgen ging's nun Hals über Kopf nach Hamburg; denn Thereſe mußte doch etwas von Blanken wiſſen. Ich drang wie ein Beſeſſener in Thereſens Zimmer, und bat ſie, mich in den Garten zu begleiten. Wir gingen zum Thore hinaus, und nun — o Du hätteſt mich ſehen müſſen, da ſie mir nun das Gewebe meines Unglücks Faden nach Faden vorzeigte! Ich ſchob den Hut tief in's Geſicht, und hielt eine Hand voll trockner Kräuter, die ich abrupfte, unter

die Naſe, um ihr die Farbe meines Geſichts zu entziehen.

Auch ging das vortrefflich; denn das arme Mädchen hatte mit ihrem Liebeshandel genug zu thun, und dachte nicht an mich.

Ein Brief von Iſenbart kommt, worin er ſchreibt, daß er kommen will, worin er Thereſen ſeine geliebte Braut nennt, kommt an dem Tage, da Blanka ihren Entſchluß faßt, abzureiſen. Blanka iſt ganz ruhig. Thereſe giebt ihr Iſenbarts Brief, und verläßt ſie. Eine Stunde darauf iſt Blanka außer ſich, ſie will fort! ſie muß fort! Man bittet, man fleht, ſie ſoll bleiben. Vergebens! man beſchwört ſie zu ſagen, warum ſie fort muß. Sie hat einen Brief erhalten, der ſie fort treibt.

„Ihr werdet ja wiſſen, Thereſe!“ rief ich — „ob ſie einen Brief erhalten hat?“

„Ja, lieber Oheim, ſie bekam einen Brief.“

„Wer gab ihn ihr?“

„Der zweite Diener.“

Auf der Stelle kehrte ich um, und ließ den zweiten Diener kommen. Der erzählte dann, er hätte Blanken einen Brief gebracht.

„So? war ſie ruhig?“

„Ach, lieber Herr Hoppe, ich habe niemals ein blaſſeres Geſicht geſehen, als Mamſell Blankens —“

„Ehe ſie den Brief geleſen?“

„Mein Gott, ſie ſchwamm ſchon in Thränen, da ich die Thür öffnete, ſie zitterte, ſie war außer ſich. Sie entriß mir den Brief, warf ihn auf den Tiſch, rang die Hände, rief: „„O Gott! wie werde ich es machen?““ Trieb mich fort, da ich mich eben nach ihrer Unruhe erkundigte.““

„Es iſt gut, mein Freund,“ ſagte ich, und hieß ihn gehen. Sie lieſt alſo den Brief meines Neffen, erkennt ſeine Hand; denn er hat ihr nach Dresden geſchrieben. Sie liebt ihn, ſie fühlt auf einmal, daß ſie verlaſſen iſt von ihm. Sie kann in dem Hauſe nicht bleiben, wo er erſchei-

nen

nen will. Das alles iſt ſo hell und klar als der Tag. Sie liebt ihn. Nun fielen mir tauſend Kleinigkeiten von unſerer Reiſe bei, die mir immer mehr die Gewißheit gaben, ſie liebt ihn! Sie ſagte: ſie hätte nur einen Freund, deſſen Namen ſie nicht wüßte. Sie wollte ja nach Bremen! Wie klar alles iſt! Er hat ihr geſchrieben, hat ſeinen Namen vergeſſen, oder, wie gewöhnlich, undeutlich geſchrieben. Und auf einmal iſt ihr Geliebter der Verlobte ihrer Freundin!

Das alles iſt klar, und doch — doch ziehe ich eine ganze Gewitterwolke von Zweifeln über das Tageslicht her, um mir nur nicht ganz zu geſtehen, daß ſie ihn liebt. Und nun bin ich auf meinen Garten gezogen, trotz der anfangenden Kälte und der rauhen Luft, und wohne wie ein Einſiedler auf meinem Thurme, und halte Geſpräch mit Sonne, Mond und Sternen, wie ein junger Menſch von ſechzehn Jahren, und trage den Wolken Grüße an ſie auf, und muß über mich ſelbſt lachen, wenn ich aus vollem betrüb-

ten Herzen mit meinem tiefen Baſſe die Worte ſinge, die Thereſe aufgeſchlagen auf dem Inſtrument hat ſtehen laſſen: O vertu que j'adore. Ich ziehe die Blumen, die ſie liebt, und füttere einen Vogel, den ſie aus den Händen einer Katze mit gelähmtem Flügel gerettet und erhalten hat.

O meine Zeit! Wenn ich mich bei dieſen Spielereien zuweilen im Spiegel betrachte, mich in meiner runden Perücke, meinem Quäckerkleide, dem ehrwürdigen Geſicht, auf dem das Alter ſchon anfängt ſeine Grabesfurchen, die Runzeln, zu graben: ſo möchte ich blos aus Schaam meinem Neffen ſchreiben: „Deine Geliebte iſt hier geweſen! Suche ſie, und führe ſie an den Altar! dann iſt ſie, Du, Thereſe, Dörner, ein ganzer Haufen Menſchen glücklich."

Oft nehme ich die Feder, das zu ſchreiben; aber — o hole der Henker alle Philoſophie, wenn ſie nichts iſt, als das Fe-

derdaunenkiſſen, auf das man die wohlfeilen Tugenden weich bettet! Adieu!

Tobias Hoppe an Stahl.

Bremen.

Alter Hoppe! rufe ich und ſchlage mir vor die Stirn. Wenn der Burſche kommt: ſo erfährt er ja in der erſten Stunde, daß Blanka hier im Hauſe gelebt hat. Und erfährt er es ſpäter, wenn er erſt ſein Wort gegeben: ſo — gieße ich ja eine ganze Hagelwolke voll Angſt und Noth über das Haus, was ich liebe. O Stahl, ich möchte unter die Erde ſinken vor Schaam! Und dennoch liebe ich das Mädchen mit — das fühle ich erſt jetzt — mit einer Leidenſchaft, die keiner vierzigjährigen Stirn mehr geziemt.

Sieh, das dachte ich auf meinem Thurme. Aber ich nahm mir vor, zu thun, als hätte ich den Namen des Mädchens nicht von ihm gehört, und ſo war

ich entſchloſſen, Thereſe, Dörner, meinen Neffen und Blanka dazu in das Joch des Elendes zu ſpannen, damit ich — — — — — —

Ich ließ mir Thereſens Briefe an Blanka'n geben. Ich las Dörners Aufſätze, die in Thereſens Hände gefallen waren. Der brave Junge liebt Thereſen; aber ſie iſt Braut, und er geht in alle Welt, um nur nicht unredlich zu ſcheinen, und ich? ich? O ich mag nicht daran denken!

Ich ließ mir Pferde kommen, und fuhr nach Bremen. Ludwig war wieder angekommen.

„Nun, Ludwig! Nun? gefunden?"

„Sie iſt verloren! Auf ewig verloren!"

„Aber wie hieß ſie doch, Ludwig?"

„Horrberg! Blanka Horrberg!"

„Wer? Wie? Alle Welt, Blanka Horrberg! Ih, Ludwig, Blanka? eine Blondine? ſchön, recht ſchön? beſonders einen ſchönen Mund, deſſen Zauber unwiderſtehlich iſt, wenn er lächelt.

Lange, ſeidne dunkle Augenwimpern über blauen Augen? groß, ſchlank? edelgebaut? Sie ſingt wie ein Engel, und ſpielt die Harfe vortrefflich?"

„Um Gotteswillen, Oheim, das iſt meine Blanka!"

„Nun, da hätteſt Du Dir und andern viel Noth erſparen können, wenn Du mir ihren Namen, oder wenn Du ihr Deinen Namen genannt hätteſt. Ich traf ſie unterweges, und brachte ſie nach Hamburg zu Heimchens."

„Zu Heimchens? Um Himmelswillen! Zu Heimchens?"

„Ja, ſie hat dort im Hauſe eine lange Zeit gelebt. Sie iſt die vertraute Freundin von Thereſen."

„Von Thereſen?" Er ſann nach. „Und Sie wiſſen wohl nicht, ob mein Name je genannt iſt?"

„Genannt? tauſendmal!" (Stahl gieb nur Acht auf meine Spitzbuben-Manier, mit der ich die Unterredung drehe, die ich erſt jetzt merke, da ich die Unterredung aufſchreibe. Damals ſchien ſie mir

ganz unſchuldig.) „Blanka weiß, daß Du mit Thereſen verlobt biſt.“

„Und ſie war“ — fragte er langſam und mit ſchmerzhaften Tönen — „ſie war glücklich? heiter?“

„Sie war heiter — aber kann ſie nicht mit Deinem Namen unbekannt geweſen ſeyn?“ (Mir ſchlug doch hier das Herz!)

„Nein; denn ich hatte ihr ja geſchrieben, liebſter Oheim! O Gott, ſo iſt es freilich vorbei! Sie iſt noch in Hamburg?“

„Nein, nein, ſie iſt abgereiſt.“

„Wohin?“

„Ja, wer das wüßte! Abgereiſt, auf einen Brief, den ſie erhalten. Sie hat keinen Ort genannt, wohin ſie wollte.“

„Und ſie, beſter Oheim, kannten ſie? Und wenn Sie ſie kannten: ſo waren Sie auch ihr Freund. Blanka hat Ihnen nie von Kolin erzählt, nie von mir? nie meinen Namen genannt?“

„Ich kannte ſie, lieber Ludwig; auch ſchien ſie Vertrauen zu mir zu haben,

und glaube mir, ich liebte ſie wie meine Tochter. Sie hatte wohl, wie es ſchien, einen Kummer; aber über den Tod ihrer Mutter. Deinen Namen hat ſie nie genannt, Deiner nie erwähnt.“

„Nie? Nun dann, freilich, ſo war ich ein Thor. Ich dachte ganz, ganz etwas anderes. O mein Himmel! ich meinte ja, in ihrem Herzen, in dem Allerheiligſten ihrer Seele ſtände mein Bild, wie das Bild eines Gottes im innerſten dunkeln Tempel, und ich war vergeſſen, ehe ſie den Fuß in den Wagen ſetzte, um weiter zu reiſen.“

„Wer weiß auch, Ludwig? (mich jammerte ſeine Stimme, ſein dunkler Blick) Mädchenliebe iſt gar geheim. Haſt Du ihr denn Deinen Namen geſagt? Haſt Du ihr erzählt, wo Du biſt, wohin Du gehörſt, welche Hoffnungen Du hatteſt? Haſt Du ihr Deine Liebe geſagt?“

„Das alles nicht, liebſter Vater; wie konnte ich auch? Meine Mutter — Sie kennen Sie.“ —

„Das habt ihr jungen Leute von Eurem Inkognito! Ich gab ihr in der zweiten Minute, da ich mit ihr im Wagen ſaß, meine Addreſſe, und Du kannſt nicht läugnen, ich hätte ſie he rathen können, ohne daß ich ein Wort von Deiner Leidenſchaft zu ihr gewußt hätte. Und aufrichtig geſtanden, Ludwig, das Mädchen hat mir ſo wohlgefallen, daß ich nicht weiß, was geſchehen wäre, wenn ich nicht jetzt Deine Geſchichte mit ihr wüßte."

Er ſah mich groß an, und lächelte ſchmerzhaft, als ob ich geſcherzt hätte. Ich lächelte über das Glücken meiner Spitzbüberei. Denn ich konnte nun auf allen Fall ihm ſagen: „Ich habe Dir ja reinen Wein eingeſchenkt, Ludwig!" Hier hob er wieder kopfſchüttelnd an: „Meines Namens nicht erwähnt, Oheim? gar nicht?"

„Gar nicht!"

„Und Sie haben mit ihr von mir geredet?"

„Zum Henker, recht oft! Neffe Heinrich beſuchte mich in Helmſtädt.

Gott ſey ihm gnädig! Da mußte ich ihr doch einen beſſern Begriff von meiner Familie beibringen; da ſchon habe ich mit ihr von Dir geſprochen, von Deiner Mutter."

„Und ſie blieb ruhig, fragte nicht weiter? Sie nannten meinen Namen *Iſenbart*? oder Sie ſagten, ich ſtünde bei *Forel* in *Trieſt*? denn ſo nannte ſie mich."

„Da haben wir den Narren, dem es lieber iſt, wenn er wie ein Gott einmal aus ſeiner dunkeln Wolke vortreten kann, als —" „*Forel*? o zum Henker! Hätteſt Du ihr Deinen Namen genannt: ſo hätteſt Du uns allen unangenehme Stunden erſpart; denn *Blanka* wollte, dünkt mich, nach *Bremen*."

„Nach *Bremen*? O Himmel!"

„Dünkt mich! dünkt mich! So weiß ſie wohl Deinen Namen nicht? Denn *Forel*, weißt Du, iſt allen ganz unbekannt."

Sieh, *Stahl*, das war unſere Unterredung, deren Hinterliſt von meiner

Seite mir erſt auffiel, da ich ſie nieder- ſchreibe. Morgen wollen wir nach Hamburg. Ludwig glaubt ſich von Blanka'n vergeſſen, und — er will nach Hamburg in einem Anfall von eiferſüchtiger Laune, um mit Thereſen an den Altar zu fliegen, und ſein Unglück unheilbar zu machen.

Ich habe ihn gewarnt; aber, guter Gott, um nur einen Vorwand zu haben, mein Gewiſſen zu beſchwichtigen. Mußte ich ihm nicht ſagen: „Sie liebt Dich? Sie entfloh Deinetwillen? Sie kannte Deinen Namen nicht?“

O Stahl! Stahl! wenn die Leidenſchaft ſo mächtig in der Bruſt eines Mannes iſt: wie darf ich einen Jüngling beſchuldigen! O leb wohl! Sieh, ich weiß ſchon, ich werde ihn nicht in Hamburg hinein fahren laſſen, ohne ihm etwas zu ſagen, was das Unheil verhütet. Aber wie viel! wie viel! Ich gebe ihm, was ihm ganz und auf einmal gehört, in kleinen

Biſſen, wie die großen Gebürge aus lauter kleinen Sandkörnern beſtehen.

Tobias Hoppe an Stahl.

Hamburg.

O das menſchliche Herz, Stahl! Ich habe dem Schickſal den Fehde-Handſchuh auf Leben und Tod zugeworfen, — wie auf Leben und Tod? nein! nein! es iſt mehr, was ich gethan habe. Ich habe des Lebens ſchönſte Hoffnung, ich habe die Blume des Glücks weg geworfen, ich habe dem Lichte, der Freiheit, Allem entſagt, und ich fühle mich glücklicher, weil ich mich muthiger und freier fühle.

„Glücklicher,“ ſage ich? Und warum nicht ſo? Es giebt im Innern des Lebens Zuſtände, wofür die Sprache keine Worte hat, als womit man den engen Kreis des bürgerlichen Lebens bezeichnet. Ich liebe Blanka'n, ich möchte ſagen, mit einer mehr als jugendlichen Gewalt.

Ich habe ſie hingegeben. Mein Herz zerſprang in dem Augenblick, das Leben war mir gleich einem ſchwarzen Leichenzuge; der Genius meines Glücks drehete die helle, lodernde Fackel um; aber dennoch hob ein neuer Lebensſtrom in meinem Innern ſich; friſche, junge Lebensquellen ſprudelten in meiner Seele empor. Ich fühle mich beſſer.

Kaum ſaß ich mit Ludwig im Wagen, da fühlte ich — ich fühlte es ſchon früher — ich müßte ihm die Wahrheit ſagen. „So ſeyd ihr junges Volck,“ hob ich an. — „Du gehſt nach Hamburg, giebſt Deine Hand dem edlen Mädchen; Dein Herz iſt voll einer verderblichen Leidenſchaft — Du —“

„Ich werde Thereſen lieben, mein Vater. Gewiß ich werde!“

„Was hat denn der Menſch, als Entſchlüſſe, auch der Edelſte! Den Tag nach der Verlobung erfährſt Du, wo Blanka lebt, erfährſt, daß ſie Dich geliebt hat, daß ſie Dich noch liebt.

Er erblaßte. „Liebſter Oheim, hat ſie meinen Namen nennen hören, weiß ſie, daß ich mit Thereſen verſprochen bin; und iſt ſie, wie Sie ſagen, bei dieſen Nachrichten ruhig geblieben: ſo — hatte ſie mich nie geliebt, oder ſie war nicht, was ich glaubte."

„Weißt Du gewiß, daß ſie Deinen Namen wiſſen muß? Weißt Du das gewiß? Deine Hand kennt ſie; denn Du haſt ihr geſchrieben. Forel hießeſt Du ihr. Wie es auch nun zugegangen iſt: Sie iſt ruhig geweſen, ja, ſie hat nicht die Farbe geändert, da ihr Thereſe ſagt, ſie ſey Deine Braut. Sie hat keine größere Theilnahme gezeigt, als man an einem ganz Fremden nimmt. Sie hat nach Dir nicht gefragt, nicht bei Deinem Namen gelächelt. Nichts von dem, was zeigte, ſie kennte Dich. Nun kommt Dein Brief, an Samuel. Thereſe giebt Blanka'n Deinen Brief. Sie lieſt ihn, da Thereſe ſie verlaſſen hat. Thereſe findet ſie nun nach einigen Minuten ganz außer ſich, in Thränen ſchwim-

mend, bleich wie eine Leiche, bebend. Sie verlangt fort. Sie kann nicht bleiben, ſo ſehr man ſie bittet. Du haſt Thereſen Deine Braut in dem Briefe genannt, Deine nahe Ankunft angekündigt. Sie entflieht trotz alles Flehens ihrer Freundinnen.““

„Um Gottes willen, Oheim!“ rief er, und fiel mir faſt im Wagen zu Füßen — „woher wiſſen Sie das?“

„Hm, das hat mir Thereſe, ein Diener, der ihr einen Brief gebracht, erzählt. Aber Du willſt nach Hamburg?“

„O mein Vater, mein Vater, was kann ich machen? Mein Brief an Samuel, meine Mutter, die Ehre des Mädchens, eines ſehr edlen Mädchens, ſagen Sie ſelbſt!“

„Eines ſehr edlen Mädchens, wenn Du von Thereſen redeſt. Alſo Du willſt nach Hamburg?“

Er ſaß lange nachſinnend. Endlich ergriff er meine Hand, er drückte ſie auf ſein Herz, er ſagte mit Tönen, in denen

man von ſeinem Heil Abſchied nimmt: „Ich muß nach Hamburg. Es iſt zu ſpät!"

Sieh, die Treue, die Redlichkeit des Jünglings gefiel mir, daß ich ihn umhalſete, nicht, weil ſich mir eine Hoffnung aufthat. Nein; denn ich ſagte: „Thereſe kennt Dich nicht, und ich habe Urſach, zu glauben, obwohl ich nichts gewiß weiß, daß ſie ſich die blauen Aeuglein nicht roth weinen wird, wenn Du noch ein Vierteljahr ausbleibſt. Deine Mutter und Samuel ſind zufrieden, wenn ich ihnen ſage, ich hätte Dich nach Trieſt ſenden müſſen, wegen Wechſel in der Georgsbank, was auch richtig iſt. Du ſuchſt Deine Dulzinea indeß; erfahre ich oder Du etwas von ihr: ſo werden wir ja ſehen. Es wird kein andres Herz gebrochen im ſchlimmſten Falle, als Deins" — Meins ſchlug in Dolchen — „Und im beſten werden ein paar Menſchen glücklich."

Er lag zu meinen Füßen. „Wo ſoll ich ſie ſuchen? Wo, liebſter Vater, wo?"

Ich gebe Dir Nachricht. Der verdammte Poſtillion, der ſie gefahren, iſt noch nicht zurück. Aber nach Hamburg, ſiehſt Du, darfſt Du nicht."

Auf der nächſten Stazion ſtieg er aus. Er ging nach Soltau, wo er einen Freund hatte; ich fuhr nach Hamburg, nun wieder ſo bettelarm als jemals. „Er iſt ja mein Sohn, meiner Schweſter Sohn!" rief ich hundertmal, wie der alte Rektor; aber wie viel fehlt mir noch, um ſeinen Muth zu haben, mit dem er uns anredete: „Meine Söhne!"

Eben jetzt erfahre ich, daß mein Poſtillion zurück iſt. Was gehts mich noch an, denk' ich finſter; aber ich muß hin.

Blanka iſt nach Lauenburg gefahren. Wohin von da? Das mag der Himmel wiſſen! Der Poſtillion erzählte mir, ſie hätte den ganzen Weg über geweint. Ja, das will ich glauben.

Thereſe — der Himmel mag wiſſen, was ich glauben ſoll — erzählt mir daß ſie gewiß wiſſe, Blanka ſey frei geweſen. „Oheimchen,“ ſagte ſie — „ich an ihrer Stelle, führe nach Blanka'n meine Füchſe todt, und kaufte dann ein paar neue, wenn ich ſie noch nicht gefunden hätte.“

Ich zog die Augenbraunen zuſammen „Ja,“ ſagte ich — „nicht wahr, Du biſt auch frei, wie Blanka?“

„Ich bin frei, Oheim,“ ſagte ſie, die Hand zur Betheurung auf das Herz legend, und dabei quollen Thränen aus ihren Augen, die mir wie glühende Pechtropfen auf das Herz fielen. „Nein,“ rief ich, von dem ſchnellen Mitleiden mit ihr ergriffen — „ich will ſie nicht ſuchen!“

„Mein Gott, lieber väterlicher Freund! Sie war wahrhaftig frei, und, und — und — Oheimchen, wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte: ſo legten Sie die häßliche Perücke ab, und trügen ihr eigenes ſchönes Haar, einen runden Hut darüber, einen Rock nach der Mode. Sie glauben

nicht, wie kleinlich unſere Phantaſie iſt. Aber ich kenne Blanka'n. Sie müſſen ſie ſuchen, lieber Oheim!"

Ich erröthete vor Schaam, Stahl, daß des Mädchens Worte mich faſt zu dem Entſchluß brachten, die Veränderung mit meinen Kleidern zu machen. Ihre Verſicherung, Blanka ſey frei, ſtürzte alles Vorhergegangene über den Haufen. Ich ging mit dem Vorſatz um, zum Schneider, und dann auf die Poſt zu ſchicken; aber ſo oft ich die Thür öffnete, um Jemanden zu rufen, war's, als ſtände meines alten Rektors blaſſe Geſtalt vor mir, fragend: „Was willſt Du thun?"

So nahm ich endlich Papier, ſchrieb meinem Neffen nach Soltau, wo er Blanka'n finden könnte; und da der Brief fort war, ſagte ich lächelnd zu Thereſen: „Ich will Blanka'n nicht ſuchen, ſondern ſuchen laſſen."

„Oheim! Oheim!" ſagte ſie, mit dem Finger drohend — „hübſch iſt das nicht, und das wird Ihre Wünſche nicht fördern."

„Deine aber auch nicht, Thereſe!“

„Meine? wie ſo meine?“

„O Vater im Himmel!“ ſagte ich gerührt — „wir wiſſen nie, was wir thun! Ich umarmte ſie herzlich, und ſagte: „Wenn Du einmal recht glücklich biſt, Thereſe: dann will ich Dir ſagen, warum ich nicht ſelbſt ſuchte, und die häßliche Perücke behielt.“

Ich ging wie ein Held auf meinem Zimmer nun auf und nieder, und betrachtete meinen Perückenſtock, wie die Griechen ihre Trophäen. Und ich frage Dich, welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen? Mich dünkt gar keiner.

Iſenbart an Wohlzogen.

Soltau.

Mein Geſchick, lieber Freund, hat eine neue Wendung bekommen. Ich ſitze hier in Soltau ſtatt in Hamburg bei meiner Braut, und meine Mutter und meiner Braut Vater

glauben mich auf einer Reiſe nach Trieſt, und nach Genua, wo Heimchen ſein Vermögen ſtehen hat. Meine Blanka, die ich unabläſſig ſuchte, fuhr mit meinem edlen Oheim Hoppe ruhig nach Hamburg zu Heimchens. Seltſames! o ſeltſames Schickſal!

Hätte ich meinem Oheim in Deſſau den Namen Blanka Horrberg genannt — warum that ich es nicht? — ſo war ſie vielleicht jetzt meine Frau, und Dein Freund wäre glücklich. Ich ſchwieg: Er findet ſie unterwegs, kennt ſie nicht, und nun hat das harte Schickſal alles ſo ſeltſam verwickelt, daß es vielleicht dem Eifer meines Oheims unmöglich iſt, alles wieder gut zu machen.

Das alles habe ich von meinem Oheim, der nach Bremen kam, eben wie ich nach Hamburg reiſen wollte, um den Knoten unauflöslich zu machen. Er hat mich gerettet. Schreib alſo hierher; aber ja unter dem Namen Wolf im goldenen Hirſch. Denn wie leicht könnte ich hier erkannt werden! Ich lebe im ſtrengſten

Inkognito hier. Ich wage es kaum, Abends einmal auf das Kaffeehaus in meinem Hauſe zu gehen.

Heimchens Tochter, Thereſe, iſt ein edles Mädchen, ſagen alle, die ſie kennen, auch mein edler Oheim; aber hätte ich auch Blanka'n nicht geliebt, ich würde dennoch nie ein Herz für ein Mädchen faſſen, das man mir, ehe ich denken und fühlen konnte, zur Frau beſtimmte. Ich habe nie anders, als mit Unmuth daran denken können. Einmal nur war ich dort. Ich ſah ſie. Sie war ſchön, das konnte ich nicht läugnen. Sie hatte Geiſt, der ſprach aus jedem ihrer Worte. Aber ich fühlte, ich konnte nicht gerecht gegen ſie ſeyn.

Ich habe mit unendlicher Geduld meiner Mutter Herrſchſucht getragen. Selbſt ihre unendliche Liebe gegen mich äußert ſich nie anders als durch Befehlen. Ach, mein Freund, ich habe nie einen Menſchen von allen meinen Verwandten lieben können, als allein meinen theuren Oheim! Er, er hat mein Leben, was eine Kette

von unfruchtbaren Arbeiten war, beglückt. Meine Mutter hatte mich beſtimmt, Geld zu erwuchern; das war das Geſchäft, wofür mein Geiſt gar nicht gemacht war. Mein Oheim nahm mir das ſaure, armſelige Geſchäft ab; und ſtatt in der Welt umher zu reiſen, wie ein wandernder Jude, Geld einzukaſſiren, und Waaren auszubieten, was freilich unter meinem Namen durch einen ehrlichen Menſchen geſchah, reiſte ich unter dem Namen Forel. Mein Oheim unterhielt mich mit ſeiner gewöhnlichen Großmuth.

Warum nannte ich ihm den Namen nicht? Ich warte auf Briefe von ihm, die mir angeben ſollen, wo Blanka iſt. Ich warte mit Ungeduld.

Iſenbart an Wohlzogen.

Soltau.

Was iſt das, Wohlzogen? Ich ſtehe wie in einem fürchterlichen Traume hier,

und weiß nicht, habe ich vorher geträumt; oder träume ich jetzt!

Schon den erſten Tag mache ich in der Kaffeeſtube beim Billard die Bekanntſchaft mit einem höchſt intereſſanten jungen Mann, Namens Dörner, der ſich hier bei ſeiner Mutter aufhält.

Wir plaudern über tauſend Gegenſtände, und was mir und ihm auffällt, unſere Urtheile waren meiſtens ganz auffallend dieſelben. Wir lachten darüber, ſo poſſirlich kam es zuweilen heraus. Natürlich zieht uns das an einander. Er beſucht mich, ich ihn. Er hat eine Reiſe durch die Schweiz und Italien ganz nahe vor ſich. Ich verſpreche ihm dahin Addreſſen an meine Freunde. Der Name Hoppe wird in dem Hauſe genannt, und mit einer ſo auffallend ſchönen Empfindung, daß ich neugierig werde.

„Ich habe einmal einen ſehr edlen Mann dieſes Namens, aber in Königsberg, kennen gelernt,“ ſage ich. Die ganze Familie tritt ſogleich einen Schritt näher zu mir, und es findet ſich, man re-

der von meinem Oheim. Ich erzähle ein paar ſehr edle Züge aus ſeinem Leben; aber immer nur als ein Fremder, und es iſt, als gäbe mir der Name Hoppe erſt meinen Werth in der Familie.

Selbſt die Tochter, auf deren Geſicht die Züge einer finſtern Schwermuth eingegraben ſind, die aber das ſchöne Geſicht noch intereſſanter machen; ſelbſt dieſes Mädchen erheitert ſich, wenn man den Namen Hoppe nennt.

Der Sohn erzählt mir, wie ſeltſam er auf einer Reiſe nach Braunſchweig mit ihm bekannt geworden iſt, und nennt den Namen Blanka Horrberg. Der Name ſpannt meine Aufmerkſamkeit. Ich laſſe mir jede Kleinigkeit von dieſer Reiſe erzählen. Er erzählt ſie mir auf einem Spaziergange, und ſetzt hinzu: „Gott beglücke den edlen Mann mit dem Herzen dieſes Mädchens!“

Ich frage, und höre, Hoppe liebt Blanka'n.

Das ſchien mir unmöglich, ganz unmöglich. Ich lächle. „So viel ich dieſen

edlen Menſchen kenne,“ ſage ich — „ſo trug er noch eine alte Liebe im Herzen, die wenigſtens damals noch nicht verlöſcht ſchien. So erzählte mir ſein vertrauter Freund.“

Er ſah mich hell an, und ſagte: „Die Liebe kenne ich; aber ſie hat einer gewaltſamern Liebe Platz gemacht, der Liebe gegen Blanka.“

„Und ſie liebt ihn?“ fragte ich.

„Ich hoffe es; denn wer müßte ihn nicht lieben? Wer? Aber ſie hat das Haus ſeines Freundes verlaſſen, wohin er ſie gebracht hatte, und — aber er wird ſie finden. Er wird. Zum mindeſten achtete ſie ihn; er hatte, wie allen, auch ihr wohlgethan. Sie kannte ſein ſchönes, reines Herz. Sie mußte ihrer Freundin zum mindeſten geſtehen, daß jedes Mädchen glücklich ſeyn würde, das ſein Herz gewönne.“

Ich fragte, wie er mit dem allen ſo genau bekannt ſeyn könnte, ob er in dem Hauſe gelebt hätte?

„Ach,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer, und in dem Augenblick veränderte ſich Geſicht und Stimme — „ich kenne das Haus wohl.“ Er faßte meine Hand, er drückte ſie, und ſetzte hinzu: „Ich gehe über die Alpen, und ich habe gehört, aller Gram fällt auf den Alpen, ſo nahe dem Himmel, von dem Herzen ab.“

„So möchte ich mit Ihnen gehen,“ rief ich; denn mir fiel auf einmal der Schmerz meines Oheims ein, und ſeine unendliche Großmuth gegen mich.

„Er liebt Blanka'n?“ ſagte ich, da ich allein war, und nun fiel mir auf, was mir zwar ſeltſam geſchienen hatte, meines Oheims Benehmen, da er von mir hörte, ich liebte Blanka'n. Er brach die Unterredung kurz ab, eben da ich glaubte, er müßte ſie fortſetzen. Er ſetzte ſie nachher fort; aber ſeltſam. Er ſagte mir erſt ſpät, daß er Blanka'n kennte, und ich weiß gewiß, ich nannte ihm in der erſten Unterredung ihren Na-

men; er hieß mich ſogar die Reiſe nach Hamburg antreten.

Aber — o mein edler Oheim! jetzt ſeh ich alles! — auf einmal war ſein Entſchluß gefaßt. Er brachte mir ſeine Liebe zum Opfer. Er befahl mir, Blanka'n zu ſuchen, und verſprach mir meine Verbindung mit Thereſen wieder aufzuheben. Denn ich war feſt entſchloſſen, nach Hamburg zu gehen, und Thereſen meine Hand zu geben.

Da haſt Du meinen Oheim, da haſt Du den edlen Menſchen! Nicht mit einem Worte, nicht mit einem Seufzer verrieth er mir, daß er das Mädchen ſelbſt liebte.

Er liebt ſie, wirſt Du ſagen, wie ein Mann in ſeinen Jahren gewöhnlich liebt.

O ſage ſo nicht, wenn Du das junge, volle, warme Herz meines Oheims kennteſt! Wenn Du Dörner hätteſt über ſeine jugendliche, warme Liebe reden hören, Du würdeſt ſo nicht ſagen. „Ich muß das Glück aufgeben, wenn ich Blan-

ka'n aufgeben muß," hat er hundertmal geſagt, und dabei ſtanden Thränen in ſeinen funkelnden Augen.

„Wenn ſie ihn liebte?" die Worte ſchreibe ich mit zitternder Hand. — „Wenn ſie ihn liebt?" Und ich ſetze hinzu, was Dörner ſagte: „Wer kann ihn nicht lieben? Wer kann ihm widerſtehen?"

O wäre es auch nur das, was ſie ihrer Freundin über ihn ſagte, daß jedes Mädchen mi ihm glücklich ſeyn würde? O das würde ſie ſeyn, mein theurer Freund! Und er, mein Oheim? Er? mein Vater?

Ach, ich mag den Gedanken nicht über den nächſten Augenblick hinaus ſenden! Ich fühle es tief in der Seele, wie verächtlich ich mir ſelbſt, wie viel verächtlicher ich jedem andern, ſelbſt Blanka'n, ſeyn würde, wenn ich das ſtolze Opfer ſo ruhig annähme! Wenn ſie ihn liebte? wenn auch nur der kleinſte Keim einer künftigen Liebe für ihn in ihrer Bruſt läge — o dann! — dann! — Ich zittre zu denken, was dann? Wie ſollt ich

den Muth haben, es auszuführen, dieſes furchtbare entſcheidende Dann!

Guter Gott, warum biſt Du ſo weit von mir entfernt? Deine Umarmung, Dein Blick, würden mir die Kraft geben, alles zu vollenden, was vollendet werden muß. So lebe wohl! Ich ſchreibe Dir wieder.

Iſenbart an Wohlzogen.

Soltau.

Der Würfel iſt geworfen. Der Brief meines Oheims, worin er mir von Blanka's wahrſcheinlichem Aufenthalt Nachricht giebt, hat entſchieden. „Geh, Ludwig," ſchreibt er — „ſuche ſie, der Himmel gebe, daß Du ſie findeſt. Könnte ich nur begreifen, mein Sohn Ludwig, wie Du dieſes Mädchen nur Eine Minute lang haſt aufgeben können! Aber ſey es wie es ſey, ſey glücklich, und mache ſie

glücklich! Die Liebe iſt die himmliſche Blüthe des irdiſchen Lebens. In ihrem Kelche liegen alle beſſere Freuden, die feinſten menſchlichen Tugenden, die ewigen unvergänglichen Keime des menſchlichen Glücks, der Familienliebe, der Menſchenliebe.

Ich habe ſie nicht geſchmeckt, mein Sohn; aber ich werde ja nicht unglücklich ſeyn, wenn Ihr alle glücklich ſeyd, die ich liebe. Grüße ſie von mir, wenn Du ſie findeſt und ſage ihr, ſie würde mich auch glücklich machen, wenn ſie Dir die erſte die beſte Stunde ihre Hand gäbe. Ich gebe ihr den Segen des Vaters. Sie iſt meine Tochter; und habe ich noch eine große Reiſe durch Europa vollendet, die doch wohl einige Jahre dauern wird: ſo will ich meine Tage in dem Schooße Deiner Familie beſchließen, mein Sohn! Gott ſegne Dich! Ich habe Dich geſegnet!"

Das ſchreibt er. Haſt Du je etwas rührenders geleſen? Haſt Du? Ja, er hat mich geſegnet; denn er gab mir alle

ſeine Hoffnungen, und behielt nicht eine ſelbſt.

Dieſer Brief kehrte die Tiefen meines Herzens um. Ich antwortete ihm auf der Stelle. Ich hatte den Muth jetzt zu allem, zu jedem Opfer: „Lieber Oheim, ein ganz unvermeidliches Geſchick zwingt mich, von hier zu gehn, ohne einen Augenblick für die Aufſuchung der theuren Blanka zu haben; und wenn ich den Blick in meine Zukunft werfe: ſo kann es mir ſcheinen, das Blanka's Hand mir niemals beſtimmt geweſen iſt. Sie werden erſtaunen, mein theurer Vater, wenn Sie dieſe Worte leſen; aber ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich mit einem reinen, ruhigen Gewiſſen dieſe Worte geſchrieben habe. Ein unvermeidliches Geſchick, mein Vater, löſt in einem Augenblicke alle Banden auf, die ich geſchloſſen habe, nur nicht die Banden der Liebe, die mich an Sie feſtſchließen. Ich reiſe dieſen Augenblick ab. Der theuerſte Freund, den je ein Menſch hatte, hat meine Hülfe gefodert und ich kann ihn nur

retten, wenn ich alle andere, auch die ſchönſten Hoffnungen aufgebe. Leben Sie wohl, bis ich Sie wieder ſehe!"

Das habe ich ihm geantwortet. Wie hätte ich anders gekonnt? Iſt die Liebe Blanka's gegen mich ſo mächtig, daß mein Oheim ſie nicht überwinden kann: ſo — o ſieh, wie die kriechende Selbſtſucht ſich daher windet!

Nein! nein! Ich bin entſchloſſen, ſo bald mein Oheim fort iſt, und er wird ſie ſuchen, nach Hamburg zu gehen, und — Thereſen an den Altar zu führen. Ich weiß gewiß, ich werde ſie glücklich machen. Ich weiß es gewiß.

Iſenbart an Wohlzogen.

Soltau.

Seltſame Verknüpfungen der menſchlichen Schickſale! O um dieſen Preis, den Hoppe errungen hat, was wollt ich nicht auf-

aufgeben! Welches Opfer nicht bringen! Er iſt geliebt, wie nie ein Menſch geliebt wurde! Höre denn!

Dörner blieb auf einmal auf einem Spaziergange vor mir ſtehen, ſah mir lächelnd in's Geſicht, und ſagte: „Hören Sie, Herr Wolf, Sie ſtehen mit meinem edlen Freunde Hoppe in einer nähern Verbindung, als Sie ſagen. Er iſt Ihnen mehr als ein Fremder.“

Ich reichte ihm die Hand. „Er iſt mir, was er Ihnen iſt, Vater, der großmüthigſte Freund.“

Er fiel in meine Arme. „Ich heiße nicht Wolf. Ich heiße Eiſenbart.“ Ich ſah eine ſehr heftige Bewegung auf ſeinem Geſicht, da ich meinen Namen nannte.

„Sie ſind ſeiner Schweſter Sohn,“ ſagte er langſam, mit gedehnten, ungewiſſen Tönen — „und der Verlobte der jüngern Tochter des Kaufmanns Heimchen.“

Ich weiß nicht, warum mir ſein Geſicht und der Ton ſeiner Worte nicht mehr

auffiel. Ich ſagte ruhig: „Ich war es, ich war es nicht. Die Verbindung war durch unſere Eltern geſchloſſen; aber mich dünkt, durch unſere Herzen nicht.“

In ſein Geſicht ſtieg eine dunkle Röthe, in ſein Auge Feuerflammen. „Aber,“ fuhr ich fort — „es war der Wunſch meiner Mutter, Heimchens feſter Entſchluß. Ich kannte beide, meine Mutter und Heimchen. Doch das Geſchick zerriß die Verbindung.“

„Zerriß? wie denn ſo? zerriß? Dieſe Verbindung zwiſchen Ihnen und Thereſen?“

„Ja; denn ich liebte, ich liebe noch mit der Jugend, mit der reinſten Liebe ein edles Mädchen.“

Sein Blick durchbohrte meine Seele, um meine Gedanken zu errathen.

„Sie lieben ſie noch?“ rief er und der Ausdruck einer ſeelenvollen Freude ſtieg auf ſein Geſicht.

„Hoppe, mein Oheim, iſt der Vertraute meiner Liebe, und ich habe das Verſprechen ſeiner Hülfe!“

„O Gott,“ rief er an meinem Halſe — „der edle, allertheuerſte Mann!“

„Und die ich liebe,“ fuhr ich fort — „iſt Blanka Horrberg.“

Er fuhr vor Schrecken einen Schritt zurück. „Blanka?“ ſagte er mit geſunkenem Tone. „Wie hängt das zuſammen? Ihr Oheim, Ihr Vertrauter, und Blanka Ihre Geliebte? Das kann nicht ſeyn!“

„Das iſt!“ Ich erzählte ihm die Begebenheit. Er hörte aufmerkſam zu, ohne ein Wort zu ſagen.

„Und mein Oheim,“ ſetzte ich hinzu — „glaubend, daß ich geliebt bin, hat mir Blanka'n abgetreten.“

„Und Blanka liebt Sie? Mein Gott, reden Sie!“

„Das ſteht dahin. Ich dachte es; aber was denkt nicht die Begierde, der Wunſch, die Sehnſucht, die Hoffnung! Sie hat bei Heimchens zum mindeſten glücklich und ruhig gelebt: ein Beweis, daß ſie ohne mich glücklich ſeyn kann. Unſere Bekanntſchaft ging ſo ſchnell vorüber,

in meinem Herzen ließ ſie eine ewige Liebe; aber ob in ihrem? Sie ſagen: daß Sie mich lieben, Dörner! unſere Urtheile fielen immer zuſammen; ich frage Sie, was würden Sie thun? Die Freundſchaft entſcheide den Kampf mit dem Schickſal.“

„Ich kann nicht entſcheiden,“ ſagte er ſchnell, haſtig, verwirrt — „Ich kann nicht!“

„Nicht entſcheiden, lieber Dörner? Waren Sie es nicht, der mir ſagte, daß Hoppe nicht glücklich ſeyn könnte, ohne Blanka's Beſitz?“

„Ja, beim hohen Gott, der des Schickſals ſchwere dunkle Laſt auf unſer Leben legt! Das ſagte ich. Ihr edler Oheim iſt ohne Blanka's Beſitz unglücklich. Und wäre Blanka meine Geliebte, und müßte ich von ihr den Blick in eine lange, dunkle, freudenloſe Zukunft wenden: ſo — ſollte er glücklich ſeyn. Er! Hier lege ich die Hand auf dieſes warme, lebenvolle Herz, und ſchwöre es: ihm gebe ich alles!

„Ich habe ihm alles gegeben, Dörner!“ rief ich, mich in ſeine Arme legend. — „Ich habe ihm Blanka’n gegeben. Das ſchrieb ich ihm. Ich zeigte ihm meinen Brief an meinen Oheim.

Er drückte mich an ſeine Bruſt, und rief mit einer unendlichen Leidenſchaft: „Edler Menſch, mein Bruder!“

Es war ein hoher Augenblick. Dann ſagte er: „Wenn aber Ihr edler Oheim erfährt, daß Sie hier ſind?“

„Ich warte nur noch einige Tage auf Nachricht, daß er von Hamburg abgereiſt iſt, um Blanka’n zu ſuchen.“

„Und dann?“

„Dann erſcheine ich in Hamburg, führe Thereſen an den Altar, knüpfe das Band mit ihr unauflöslich, um meines Oheims Glück zu ſichern.“

Sieh, Wohlzogen, der edle Menſch ſchwieg. Er ſagte nicht ein Wort, mich abzuhalten, und er liebt Thereſen, er liebt ſie unendlich. So, ſo iſt Hoppe geliebt, ſo! von allen ſo! O um dieſen koſtbaren Preis, was thäte ich nicht!

Jetzt war Dörner faſt den ganzen Tag bei mir, trauernd zwar, aber ohne Worte; obgleich ich ihn bat, mir die Urſach ſeines Kummers zu geſtehen. Da aber gar keine Nachricht von Hamburg kam: ſo entſchloß ich mich, ſelbſt dahin zu gehen, um zu wiſſen, ob mein Oheim abgereiſt wäre.

Ich nahm Abſchied von Dörner. Er ſank in meine Arme mit einer unendlichen Betrübniß, die er vergebens mir verbergen wollte. „Geh, edler Menſch," rief er — „und ſey glücklich! Geh, die Tugend iſt mehr, ja mehr als das Leben. Geh!"

Ich begriff nicht, was ihn ſo gerührt hatte. „Aber was iſt Dir, Dörner?" fragte ich. „Geh, geh!" rief er — geh, und ſey glücklich!" Ich reiſte ab. Aber ich fuhr nicht in Hamburg hinein. Auf Hoppens Garten in der Nähe Hamburgs mußte ich durchaus erfahren, ob er fort war. Ich ging dahin.

Vor der Hütte am Strom traf ich ein junges Bauerweib, die ich nach Hop-

pen'ſ Garten fragte. Sie zeigte ihn mir; er lag ein paar Büchſenſchüſſe von ihrer Hütte. Ich fragte, ob ſie nicht wüßte, ob Herr Hoppe in Hamburg oder verreiſt wäre.

Sie glaubte faſt nicht, daß er in Hamburg ſeyn könnte, ſagte ſie. „Denn lieber Herr, er ging alle Tage zwiſchen hier und Hamburg ab und zu, und ſeit acht Tagen iſt er nicht hier geweſen. Aber erfahren kann ich's recht bald, wenn's Ihnen darum zu thun iſt, es zu erfahren."

„Sehr, liebe Frau! Es liegt mir und dem guten Herrn Hoppe ſelbſt viel daran, daß ich es weiß."

„O wenn Herrn Hoppe viel daran liegt: ſo laufe ich, und läge der Schnee noch dreimal ſo hoch, ſelbſt nach Hamburg! Ohnehin iſt meine Tochter bei Mamſell Thereschen in Heimchen's Hauſe. Gott ſegne die gute Mamſell Thereſe, und Herrn Hoppe, Engel von Menſchen!"

Sieh, Wohlzogen, da ſtand ich alſo vor einer Bekannten Thereſens.

Das machte mich neugierig; und da die Frau mich bat, einzutreten: ſo trat ich ein. Ihr Mann ſollte nach Hamburg. Ich ſtellte ihr aber vor, daß ich nicht gern ſähe, wenn man ſich eigentlich darnach erkundigen wollte.

„Wenn's noch Zeit hat," ſagte das junge freundliche Weib — „und Sie hier ein paar Tage bleiben können: ſo — —"

„Ja, wo ſoll ich bleiben?" fragte ich.

„Ich habe hier im Hauſe ein hübſches Stübchen, das ſchon einmal ein junger Herr bewohnt hat, der hier ſehr glücklich lebte."

Das nahm ich an. Die Frau fragte nun, was ich denn mit dem guten Herrn Hoppe hätte?

„Eine Nachricht, die ihn ſehr glücklich machen wird, die er aber ganz heimlich bekommen muß."

Ihr leuchteten die blauen, unſchuldigen Augen. „Betrifft die Nachricht," fragte ſie mit einem geheimnißvollen Weſen — „auch etwan Mamſell Thereschen?"

„Ja wohl,“ fiel ich ſchnell ein — „beſonders Thereschen.“

„Gottlob,“ rief ſie — „wenn es wäre, was ich alle Tage von Gott bitte!“

Ich lächelte. „Was bittet Sie denn alle Tage für Mamſell Thereschen von Gott?“

„Ja, kennen Sie etwan einen jungen Herrn Dörner? Sonſt — kann ich ſchweigen.“

Wie mir das auffiel, Wohlzogen! „Von dem komme ich gerade heute, ich komme von Soltau.“

Sieh, die Frau wäre faſt vor Freuden in meine Arme gefallen. „O mir können Sie trauen, lieben Herr!“ rief ſie — „denn ich gäbe mein Leben für Herrn Dörner und Mamſell Thereschen!“

„Das iſt ſchon gut; aber ich muß wiſſen, wie viel Sie weiß, meine gute Frau!“

„Ich weiß alles, alles, weiß alles. Denn hier auf dieſem Stübchen ging es ja an! Hier fand Mamſell Thereschen ein Blatt, wo Herr Dörner hineinge-

ſchrieben, daß er Mamſell Thereſen liebte. Ach, die Leutchen durften ſich nur ſehen, um auf Lebelang Eins zu ſeyn! Er holte ſie aus dem Waſſer. Aber nun hat Thereschen einen Bräutigam, den ſie nicht kennet; und da Herr Dörner das hört, geht er fort, und grämt ſich um Geſundheit und Leben, und Mamſell Thereſe auch."

Sieh, da ſtand alles klar vor mir, Wohlzogen! Ich ließ mir nun von der Frau die ganze Begebenheit erzählen. Dörner liebt Thereſen, Thereſe ihn, und er ſchweigt und läßt mich reiſen. Er ſagt nicht ein Wort, und weiß, ich will Thereſen an den Altar führen.

Die Frau meint: Thereſe könnte vielleicht in dieſen Tagen ſelbſt hieher kommen. Ich habe ihr eingeknüpft, daß Thereſe von meinem Hierſeyn nichts erfahren dürfte. Sie hat verſprochen zu ſchweigen, und ich verlaſſe mich auf den Handſchlag dieſer Frau, wie auf ein Orakel.

Nun kam Thereſe. Meine Wirthin gab mir ſogleich Nachricht davon. Ich ging ſogleich nach Hoppens Garten. Ich bog in der Allee ein, und Thereſe kam mir entgegen. O wie ſchön ſchien ſie mir nun jetzt, da ich frei war! wie ſehr ſchön! „Guten Morgen, meine liebe Thereſe!" Mit den Worten trat ich ihr entgegen.

Sie erblaßte, da ſie mich ſah. Ihr ganzes Weſen erbebte. Vergebens wollte ſie mir ihre Empfindung verbergen. Endlich hob ſie mit zitternder Stimme an: „Herr Hoppe ſagte uns, Sie wären auf einer nothwendigen Reiſe nach Genua."

„Auch war ich das, liebe Thereſe!" antwortete ich freundlich — „aber unterwegs fand ich, daß dieſe Reiſe nicht ſo nothwendig war, als eine nach Hamburg. Darf ich eine Frage thun, meine gute Thereſe? Iſt Herr Hoppe in Hamburg?"

„Nein, auch er iſt abgereiſt ſeit vier Tagen."

„Liebſte Kuſine,“ ſagte ich freundlich — „wiſſen Sie den Zweck ſeiner Reiſe? Wie war der edle Mann in dieſen letzten Tagen? Wie nahm er ſich? Ich bin Ihres Vertrauens werth, liebe Thereſe!“

Sie ſah mich an. Dann ſagte ſie ungewiß: „Ich weiß nicht, ob Sie wiſſen, Herr Iſenbart —“

„Daß er Blanka'n liebt? Setzen Sie immer voraus, daß ich recht viel weiß, faſt alles. Meine Frage betrifft eben dieſe Blanka.“

„Ja, Herr Iſenbart, mein Oheim liebt Blanka'n, er liebt ſie mit einer unbeſchreiblichen Leidenſchaft. Aber jetzt habe ich Urſach, zu glauben, er weiß etwas von Blanka'n, was ſein Herz von ihr zurückgezogen hat. Er war gar nicht glücklich. Er war in einer Unruhe, in einer Ungewißheit mit ſeinen Empfindungen. Dann wurde er auf einmal wieder ruhig, auf einmal, Herr Iſenbart, daß ich ſelbſt — — ich ſelbſt — —“

„Freilich, das kann ich mir vorſtellen. Sie ſelbſt, meine gute Thereſe! Denn

Ihr Geſchick hing gleichſam mit dem ſeinen zuſammen.

Hier erröthete ſie; aber ſie ſagte friſch: „Ich wüßte nicht, ich wüßte ganz und gar nicht, wie!"

„Vielleicht doch, meine gute Kuſine! Aber Sie wiſſen vielleicht, daß er einen Brief von mir erhielt?"

„Ja, der machte eine ſeltſame Wirkung auf ihn, eine ſo höchſt ſeltſame, daß ich nicht begreife, was Sie ihm geſchrieben haben können."

„Ich ſchrieb ihm, daß ich meine Anſprüche auf Blanka aufgäbe, liebe Thereſe, daß er Blanka'n in Lauenburg aufſuchen möchte, daß ich nach Hamburg gehen würde, um mit Thereſen an den Altar zu fliegen."

Sie ſchlug das Auge nieder. „Ihre Anſprüche auf Blanka'n? Ihre?"

„Meine! Ich liebte Blanka'n; aber wenn es mehr als mein Leben koſtete: ſo ſoll mein Oheim glücklich ſeyn. Ich weiß, Thereſe, daß Sie meinen Oheim

lieben, und daß Sie —“ ich ergriff ihre Hand.

„Unſere Eltern haben uns für einander beſtimmt, Herr Iſenbart! Ich habe meinem Vater verſprochen, Ihnen meine Hand zu geben. Ich werde Wort halten.“

„Und gewiß gern, wenn Sie erfahren, daß unſere Verbindung die Bedingung iſt, unter der mein Oheim glücklich werden kann.“

„Herr Hoppe hat gewiß nie eines Menſchen Geſchick zur Bedingung ſeines Glücks gemacht: Wer denn?“

„Ich, liebe Thereſe, habe den Muth gehabt, über Ihr Schickſal zu beſtimmen, und Sie ſehen mir aus wie eine Heldin, die — —“

„Nein, mein Herr, ich muß meinem Vater gehorchen, das iſt mein Geſchick, und ich will ihm gehorchen; wollen Sie das einen Heldenſinn nennen: ſo habe ich nichts dagegen. Aber ein anderer, als mein Vater, ſoll über mein Geſchick nicht zu beſtimmen haben, und wüßte mein

Vater, Herr Iſenbart, daß Sie eine Geliebte abzutreten hatten: ſo —“

„Das darf er ums Himmelswillen nicht erfahren! Sehen Sie, ich liebte Blanka'n früher. Sie ſchien mich zu lieben. Mein Oheim lernte ſie kennen und liebte ſie. Blanka kannte meinen Namen nicht. Da ſie aber meine Hand in dem Briefe ſah, den Sie ihr gaben, und in welchem ich meine Ankunft ankündigte, verließ ſie Ihr Haus —“

„Mein Gott, das alſo?“

„Ja das, liebe Thereſe! und Sie werden mir beſtätigen können, liebſte Kuſine, daß Blanka in Ihrem Hauſe glücklich war —“

„Das war ſie gewiß, das war ſie —“

„Daß alſo, wenn ſie mich auch geliebt hätte, dieſe Liebe faſt vergeſſen war.“

„Das, Herr Iſenbart, das? Das kann ich nicht ſo mit einem Ja oder Nein beantworten. Blanka war glücklich. Sie hatte ein ungemeſſenes Vertrauen zu Herrn Hoppe; aber Liebe eben nun nicht. Ich hatte Blanka's

Vertrauen; aber, — wenn Blanka's Liebe gegen Sie nicht ſtärker war, als die Ihrige ſcheint, freilich; ſo — — Wir führen ein ſeltſames Geſpräch, ſehe ich."

„Es wird noch ſeltſamer werden. Dem ſey wie ihm ſey, liebe Thereſe! Die wahre Liebe wird alle falſche Vorausſetzungen an's Licht bringen. Mein Oheim glaubte, ich ſey geliebt. Er gab, der großmüthige Mann, alle ſeine Hoffnungen auf, ſein ganzes Glück; denn er durfte mich nur nach Hamburg reiſen laſſen, wohin ich ging, um Thereſens Hand zu ergreifen. —"

„Und Sie liebten eine Andere?"

„Dies ſoll doch kein Vorwurf ſeyn, Thereſe? Ich hatte Blanka'n vergebens lange, überall geſucht. Ich war entſchloſſen, Thereſen ſo glücklich zu machen, als ein ehrlicher Mann eine Frau glücklich machen kann, die ſo liebenswürdig iſt als Thereſe. Ich hoffte noch mehr, ich hoffte ſogar in Ihrem Beſitze das höchſte Glück des Lebens zu finden.

Mein

Mein Oheim durfte mich nur reiſen laſſen. Aber nein, er ſagte mir, wo Blanka war, er befahl mir, ſie zu ſuchen. Er konnte nicht nur mich, er konnte auch Thereſen glücklich machen. Was ſtand denn Ihrer Verbindung mit dem geliebten Dörner im Wege, wenn ich Blanka'n fand?"

Da jagte Bläſſe die Röthe, und Röthe die Bläſſe auf Ihrem Geſicht. Aber ſie ermannte ſich und ſagte, mich hell betrachtend: „In der That, ich erkenne in dieſem Wiederſagen meines Geheimniſſes Herrn Hoppe nicht, und das geht mir nah. Aber da Sie es wiſſen, ſo —"

„Auch weiß ich es nicht von meinem Oheim. Auch nicht einen Wink gab er mir darüber."

„So bitte ich Sie fortzufahren, Herr Iſenbart; denn ſeltſamer kann unſer Geſpräch nicht mehr werden. Sie gaben nun Ihre Anſprüche an Blanka'n auf? Sie ſchrieben ihm das? Daher alſo ſeine Unruhe? Und nun? Denn er ſucht Blanka'n. Er iſt fort. Und lieben

Sie Blanka'n würklich: ſo ſteh ich jetzt Vertrauenvoll vor einem ſehr großmüthigen Manne."

„Sie ſtehen vor Ihrem Freunde, meine gute Thereſe! Ich wartete nun darauf, daß mein Oheim Hamburg verlaſſen ſollte, um dahin zu fliegen, mit Thereſen an den Altar der Liebe zu treten, um meines Oheims Glück ganz feſt zu machen. Da gab mir ein glücklicher Zufall die Bekanntſchaft Ihres Freundes Dörner."

„Er alſo?" ſagte ſie betrübt — „o das thut mir noch weher!"

„Auch Er nicht, meine liebe Thereſe! Ich ſagte ihm alles, und er verſchwieg mir ſogar, das er ſie kennte. Er iſt ein edler Menſch; aber er war unendlich betrübt. Ich kam hierher" — ich zeigte in die Gegend, wo die Bauerhütte ſtand, in der ich wohnte. „Dort auf der Holzſtrecke verrieth die Unſchuld einer jungen Bauerfrau mir Thereſens Herz voll Liebe." Hier küßte ich ihre Hand. Es war ein ſchöner Anblick, das

Geſicht mit der ſchönen Glut der Liebe, der frohen Erwartung bedeckt, der Buſen in langen Wellen ſich hebend, die Lippen ſich lächelnd öffnend, um die leiſen Seufzer der Unruhe auszuhauchen!

„Und nun?“ fragte ſie leiſe, und Thränen traten in die ſchönen Augen.

„Ich bin fertig, Thereſe! ich gehe nun nicht nach Hamburg; aber da Sie hierher kamen, konnte ich es mir nicht verſagen, ein Herz mit Ruhe anzufüllen, was ich ſchon ſeit Jahren beunruhigt habe.“

„O mein theurer Freund, Ludwig!“ rief ſie ſchluchzend, und fiel an meine Bruſt. — „So träumte ich wohl von Ihnen; aber daß es je ſo eine ſchöne Wahrheit werden ſollte, was ich von Ihnen träumte, o edler Menſch, das dacht ich nicht! Aber wie ſoll es nun mit Ihrem theuren Oheim werden?“

„Das iſt's, was mich beunruhigt, Thereſe! Liebt Blanka mich? Ich bin feſt entſchloſſen, liebes Kind, ganz feſt.“

Sie holte einen tiefen Seufzer aus dem Innerſten ihres Herzens.

„Faſt glaube ich,“ ſagte ſie leiſe. — „O mein Oheim, o mein edler, theurer Oheim! Aber Blanka ehrt ihn, ſie kennt ſein Herz, ſie kennt ſeinen Geiſt. Wenn Vertrauen, Achtung, Neigung glücklich machen können: ſo wird Blanka in ſeinen Armen glücklich werden.“

O Wohlzogen, da legte der Todesengel meiner Liebe noch einmal ſein Flammenſchwerdt auf mein Herz! Therese fuhr fort: „Und Blanka iſt eine Heldin. Iſt denn die Liebe das einzige Opfer, was nicht gebracht werden muß?“

„Brachten doch Sie es, Thereſe!“

„Und ſie, mein theurer Freund!“

„Und Dörner.“

„Und Ihr Oheim, wir alle. Und meine, ach meine theure, geliebte Schweſter, ſie brachte das größte! Sie liebte fort, wo wir gehaßt haben würden. O mein edler Freund, welch ein Haus machen wir uns! O wenn mein Vater wüßte, was er für Kinder hat, er —“

„Und nun, und nun, Thereſe? Ihr Vater darf nichts wiſſen. Nichts. Ich muß auf meiner Reiſe bleiben. Sie werden mir Nachricht geben, ob mein Oheim glücklich iſt.“

„Wo werden meine Briefe Sie finden?“

„In Soltau, unter dem Namen Wolf; man kennt mich dort ſchon.“

„In Soltau? In Soltau?“

„Ich bitte Sie, Thereſe, mir gar nichts aufzutragen! Ueberlaſſen Sie mir Ihr Geſchick, theures Mädchen! Ich bitte Sie darum.“

„Seyn Sie vorſichtig, liebſter Ludwig! Und hat der Himmel es anders beſchloſſen: ſo — wir ſind der Opfer gewohnt. Ich gebe Ihnen keinen Auftrag, Ludwig. Ich lege mein Leben in Ihre Hand. O wird aus dieſem Dunkel ein frohes Licht hervorbrechen, Ludwig?“

Sie hielt mir ihre Wange hin zum Kuß. Wir ſchieden mit Thränen, mit

vollem Herzen, in einer edlen, ach, ich möchte ſagen, ſüßen Betrübniß! Leb wohl!

Iſenbart an Wohlzogen.

Soltau.

„Und Du kommſt ſchon zurück?“ fragte mich Dörner, da ich in Soltau angekommen war. „Ja,“ ſagte ich ruhig — „denn ich habe weder Glück noch Stern auf Freiers Füßen. Thereſe war ſchon Braut.“

„Braut?“

„Und Deine, Dörner!“ Er ſtarrte mich an. „Ja, Deine, und Thereſe läßt Dich grüßen.“ Sein Blick wurde immer ſtarrer.

„Ich begreife nicht — wenn Du ſcherzeſt —“

„Scherzen? Die Sache iſt höchſt einfach. Du liebſt Thereſen, Du haſt ihr das Leben gerettet, Du haſt, ſo

hat mir die junge Frau auf der Holzſtrecke erzählt, Thereſens Schweſter von einem elenden Menſchen befreiet, den Vater aus einem Strudel von Unannehmlichkeiten geriſſen; aber Thereſe war meine Braut. Sieh, ich darf nur dem Vater erklären, daß ich Thereſen nicht will: ſo gelten alle Deine Rechte; denn ich kenne den Herrn Heimchen. Aber Kaufmann mußt Du werden.“

„Und Du willſt dieſe Erklärung geben?“

„Wenns ſeyn muß, jeden Augenblick; muß ſie geben, wenn ich nur ein Mann bin, ein gewöhnlicher Mann, und wäre ihre Ausſtattung der Himmel, Zytherens Gürtel, die Kugel Fortunens, Gyges Ring und Fortunatus Wünſchhütlein, lauter Dinge, die nicht zu verachten ſind.“

„Und glaube mir, ſie trägt ſie alle in ihrem Herzen.“

Aber nun ſitzen wir hier, Wohlzogen, und überlegen, und bringen nichts heraus: Daß ich entſchloſſen bin, nein zu

zu ſagen, kannſt Du wohl denken. Aber erſtlich darf ich nicht verrathen, daß ich Thereſens Liebe kenne, zweitens habe ich meiner Mutter und Heimchen mein Wort gegeben, und ich kenne Heimchen und meine Mutter.

Mag mein Oheim dafür ſorgen, die Sache in's rechte Gleis zu bringen. Ich bin während dem in Genua, das heißt, in Soltau, in Dörners Hauſe, wo ich den Muſen, die ich von Jugend auf liebte, und aus deren Schooße mich meine Mutter mit Gewalt wegriß, opfere. Ich lebe unter Dörners Hülfe den Wiſſenſchaften, und ſo ſtumpfe ich den ſcharfen heißen Stachel der Liebe ab, mit dem Eifer, mit dem ich das Verſäumte nachhole.

Ich lebe ſo einſam, daß in dem kleinen Städtchen wohl ſchwerlich ein Dutzend Leute von meinem Daſeyn wiſſen. Im Frühjahr, wenn mein Oheim noch nicht am Ziel iſt, auch Dörner nicht, gehe ich mit Dörner nach Italien. Mein Oheim wird wenigſtens für mich einen ſcheinbaren Grund finden, warum

ich verſchwunden ſeyn muß, und ich fürchte oben drein, daß eine Reiſe nach Trieſt, Genua und Venedig nothwendig iſt. Zum Mindeſten meinte mein Oheim es, und mit einer Unruhe, die ſehr ſichtlich war.

Heimchen hat ſich mit dem Hauſe Alboni in ſehr verwickelte Geſchäfte eingelaſſen, die er für ſehr ſicher hielt. Ich wußte wenig davon; aber ich brachte von Trieſt Nachrichten mit, die eben nicht die erfreulichſten waren.

Wie eigentlich die Sache ſteht, weiß ich nicht. Aber ich kenne von allen dreien Italien am genaueſten, und meine Verbindungen mit Forel können höchſt nützlich werden, obgleich Heimchen darüber lächelt.

Ich warte mit einer ſchmerzlichen Unruhe auf Briefe von Thereſen über meinen Oheim, und über Blanka'n. Thereſe hat mir geſchrieben, und angefragt, ob ich ihr, wenn Hoppe zurück wäre, das Herz des edlen Oheims überlaſſen wollte.

Ich habe ihr alles überlaſſen, und ihr geſchrieben, was ſie wiſſen mußte. Mein Oheim liebt ſie unbeſchreiblich. Gott gebe, daß wir alle glücklich werden! Leb wohl!

Tobias Hoppe an Stahl.

Lauenburg.

Da ſende ich Dir meines Neffen Brief, den er mir zur Antwort auf meinen ſchrieb. Begreifſt Du etwas davon? Er läßt mich Blanka'n ſuchen, um einen Freund zu retten, der in Noth iſt. Und hätte meines Bruders Haus gebrannt, ich hätte brennen laſſen und wäre da der Dame nachgezogen. Was er da ſchreibt, daß ihm Blanka nicht beſtimmt geweſen, iſt ſo dunkel. Ich wollte, er wäre mit der Sprache herausgegangen: ſo wüßte ich, ob ſie für mich beſtimmt geweſen. Es iſt am Ende nichts, als eine vertrakte, poetiſche Redensart eines jungen Men-

ſchen, die gar nichts ſagt; aber mußte er poetiſche Foskeln an ſeinen Oheim ſchreiben, der lichterloh brennt?

Narr und kein Ende! Wenn ich ſie nun auch fånde: ſo — beſtimmt geweſen? Wenn ſie ſich lieben: ſo hat der Himmel ſie fůr einander beſtimmt. So viel Tugend habe ich noch, um das denken zu kônnen; und da er einem unglücklichen Freunde nachſetzt: ſo gebe Gott, daß ich nie auf einen andern Gedanken komme, als den: ich ſetze ſeiner Braut nach! Seiner Braut, nicht meiner; und ſo kann ſie richtig fůr uns alle beide verloren gehen, wie jenem Sternkucker ein Komet, den ſein Kollege entdeckt hatte, und den er darum nicht nachſehen wollte, um dem Andern, der krank geworden war, und alſo nicht auf die Sternwarte gehen konnte, die Ehre nicht zu nehmen. Potz alle Welt über den ehrlichen Mann! darůber verloren ſie beide den Kometen.

Nun ſitze ich hier, und der Poſtillion will mir ſeinen Kameraden aufſuchen, der ſie weiter gefahren; und ſo habe ich rechte

Zeit, an den Wermuth zu kåuen, den mir das Schickſal wie Sůßholzwurzel vorhålt.

Sieh, da hat der Heimchen, der ſonſt ſo vorſichtig iſt, daß wir ihn in der Jugend ſchon Promotheus nannten, doch auch Promotheus Schickſal! Da hatte er ſich mit einem alten ſoliden Hauſe in Italien eng verbunden, und zwar nicht um einige Schillinge. Ich hôre ein Vôgelchen ſingen, durch meine Korreſpondenz; Ludwig bringt mir Nachricht von Trieſt, der zu trauen war. Ich warne, warne und warne. Ja, der alte Heimchen! Der hôrt nicht und låchelt. Nun ſendet mir ein alter Faktor Briefe hieher; und wenn das wahr iſt, wie ich glaube: ſo — kann Heimchen wanken.

Sieh, ich — wenn der Poſtillion zurůck iſt, ſo ziehe ich ſeiner Braut nach, und laſſe den alten Herrn ohne Troſt; mehr kônnte ich ohnehin nicht geben, außer Geld, was er ſchwerlich von mir nåhme. Und nun, nun, Vetter Ludwig, der Italien kennt, wie ich ehe-

mals England, iſt auch in die Welt gelaufen, und der könnte helfen, wenn wir ihn hätten.

Da iſt der Poſtillion zurück; ſie iſt von hier auf der Straße nach Berlin weiter gefahren, nach Schleſien oder Sachſen hätte ſie geſagt, oder der Poſtillion verſtanden.

Das iſt eine Anweiſung, ein Mädchen zu ſuchen! Nach Schleſien; denn Breslau habe ich von ihr nennen hören, und dahin gingen auch ihre Briefe an eine gewiſſe Regina Stollner, die wird ja in Breslau aufzufinden ſeyn. Und jetzt, jetzt ſchlage ich mich vor die Stirn, daß ich nicht ſchon, ſeit ſo lange ſie fort iſt, auf den Gedanken gekommen bin, mich an dieſe Regina zu wenden, die unabläſſig Briefe von ihr erhält. Und wer weiß, was die mehr weiß, als wir alle, und wie viel ſie ſagte, träte ich vor ſie hin, und ſagte: „Sehen Sie, Mamſell Regina, mein Vetter meint, ſie wäre ihm nicht beſtimmt. Das müſſen Sie wiſſen, ob er Recht hat oder nicht, daß

heißt, ob Mamſell Blanka den Menſchen ſo heiß liebt, daß ſie nicht ohne ihn glücklich werden kann!“

Sieh, nun habe ich Pferde beſtellt, und nun ſoll’s gehen über Berlin gerade nach Breslau! Ich müßte ſie denn unterwegs finden.

Thereſe an Blanka.

Hamburg.

Ob ich gleich nicht weiß, meine liebe Blanka! wo Du biſt: ſo ſetze ich mich doch nieder, an Dich zu ſchreiben; denn Dein ergebenſter Verehrer, Herr Tobias Hoppe, iſt Dir auf der Spur und auf Deinen Ferſen; und ſo denke ich meine Briefe, wenn anders Herr Hoppe nicht auch verſchwindet, durch ihn an Dich zu bringen.

Meine Philoſophin, mit dem kleinen Kram an unſerer Treppe, bei der ich zuweilen ein Kollegium höre, redete mich

neulich an beim Ausgehen: „Mamſellchen, Mamſellchen! Sie ſind gar nicht mehr ſo luſtig und ſo rothwangig als ſonſt. Wenn Ihnen der Gram an's Herz will: ſo denken Sie nur daran: Der Menſch überlebt alles, nur den Tod nicht. Ich habe meinen braven Mann, vier Kinder überlebt, fünf Jahre bittre Armuth, wo ich des Morgens nicht wußte, was ich Mittags eſſen wollte. Aber man überlebt alles! Hier ſitze ich friſch und munter und froh."

Ich glaubte dieſesmal die Philoſophin auf einer Thorheit ertappt zu haben; aber je mehr ich überlegte, deſto mehr fand ich, ſie hatte Recht. Was hat Hoppe nicht überlebt, den Verluſt ſeines Freundes, und einer geliebten Braut! Auf dem Rückwege trat ich ſchon wieder feſter mit den Füßen auf, und ſtolzer; beſonders da ich den zweiten Theil dieſes Satzes von ihr erhielt, daß das Leben nicht allein das Herz, die Empfindung ändert, ſondern auch die Begebenheiten und das Schickſal.

„Wenn ich traurig wurde, Mamſellchen,“ ſagte ſie — „ſo dachte ich: Ich will ein Jahr warten, das Jahr ändert entweder mich, oder mein hartes Schickſal, oder beides. Und das traf zu, Mamſellchen! Glauben Sie mir!“

Ich brachte der Frau ihr Honorarium, eine Haube für ihre Enkelin, und ein paar Tage darauf gab mir das Geſchick den Beweis, daß ſie Recht hatte. Denn da ich in Hoppens Garten war, wohin ich alle Woche einmal fahre, um ein Auge auf Hoppens Leute zu haben, trat mir, da ich trauernd in der Allee gehe, Herr Iſenbart entgegen.

„Ach,“ dachte ich, ihn erkennend — „werde ich auch das überleben?“ Wie er daher trat mit dem freundlichen Geſicht, da dacht ich: „Häßlich iſt er wie eine Schlange, die daher ſich windet, um mich zu tödten;“ und nach einem halbſtündigen Geſpräch fiel ich in ſeine Arme, und nannte ihn den lieben Vetter, Ludwig. Er erzählte mir allerlei, was ich Dir verſchweigen muß, liebe Blanka! und es

wird

wird überhaupt die Frage ſeyn, ob Du je dieſen Brief erhalten kannſt. Kurz, er iſt in alle Welt gegangen, das heißt, nach Soltau zu Dörner, der ſein Freund iſt, und wir ſchreiben an einander die niedlichſten Briefe von der Welt. Ich verdoppelte mein Honorarium an meinen Hausprofeſſor und Hauspropheten, ſobald ich wieder in Hamburg war; und nun, da ich wußte, Iſenbart würde nicht kommen, als bis ich ihn haben wollte, ging ich wieder mit den Flügeln der Freude.

Liebſte Blanka, wenn Du dieſen Brief hätteſt: ſo würdeſt Du ohne Zweifel auch wieder die Flügel der Freude an Deinen Schultern haben! Es iſt vielleicht ein Unglück für Dich, daß ich Deinen Aufenthalt nicht weiß. Denn, kurz und gut, ich weiß, daß Ludwig Dein Geliebter iſt; weiß, warum Du unſer Haus ſo ſchnell verließeſt. Kurz, ich weiß alles!

Aber Du haſt ihn ſchon verloren gegeben, ſchon eh' Du wußteſt, daß er mein Verlobter] war, und geſteh', liebſte Blanka, Du hatteſt Stunden, wo Du

ganz glücklich warſt! Denn man überlebt alles, nur den Tod nicht.

Uebrigens ſteht noch alles im Hauſe hier, wie ſonſt, außer daß Papa zuweilen ganz gewaltige Furchen vor der Stirn hat, die länger und tiefer ſind, als daß ſie ſeine Töchter gemacht hätten. Baſe Pold zittert vor dieſen Furchen, und ihre Seufzer, ihre ängſtlichen Blicke ſind oft ſo unheilprophezeihend, daß ſie mich angeſteckt hat.

„Wenn doch Hoppe hier wäre!" ſagt der Vater, wenn er aus ſeinem Schlafzimmer kommt, und wenn er Abends hineingeht. Er hat ein paar Unglücksfälle gehabt; aber ſie ſind, verſichert mir der alte Factor, ſo unbedeutend gegen des Papa's Vermögen, daß daher ſeine Unruhe nicht kommen kann.

„Ach ja," ſagte Baſe Pold, da ich ſie damit tröſten wollte — „das iſt wohl wahr; aber, Kind, dieſe Spekulazionen ſollten etwas decken, und nun ſind ſie bedeutend!" Baſe Pold hat in ihrem Kopfe ſo gut des Vaters Bücher, als er

in ſeinem Schranke. Sie weiß um alles, und mir iſt nicht wohl dabei.

Sieh, Blanka, Blanka, wenn ich ſo überlege, an welchen ſeidenen Fäden die Schwerdter über unſern Häuptern hängen: ſo möchte ich mich zuweilen in einem dunkeln Winkel ſetzen, und voraus ſeufzen über alles Unglück, was uns noch treffen könnte!

Moritz iſt mit allen ſeinen Künſten nicht einen Zollbreit weiter zu ſeinem Glück; denn Papa iſt unerbittlich über dieſem Punkt, und eben jetzt, wenn ich ſo ſagen mag, noch viel unerbittlicher als ſonſt. Wenn wir ſonſt die Idee einer möglichen Verbindung Minna's mit Moritz anſtießen: ſo ließ er ſich auf Erörterungen der Unmöglichkeit ein. Jetzt aber verfinſtert er ſein Geſicht, wenn ſo eine Idee vorkommt, ſo arg, iſt ſo gereizt, ſo empfindlich, und alles ohne ein Wort zu ſagen. Dann fährt er heraus: „Ihr wißt alle nichts! Es iſt jetzt ganz unmöglich! Quält mich nicht! Es hätte geſchehen können; jetzt nicht!“

Das iſt ſelbſt der Baſe Pold ein Räthſel, bei dem ihr der Verſtand in ihrem Köpſchen ſtill ſteht; denn Moritz hat ſein Vermögen ganz gerettet. Seine Freunde waren ehrlicher, als Papa dachte, und er macht ſehr glückliche Spekulazionen.

Auch iſt Madame Iſenbart, ach, Deines und meines Liebhabers Mutter! hierher gezogen.

Die Frau gefällt mir gar nicht. Mein Vater iſt gar nicht ſo warm gegen ſie, als ſonſt; ſie iſt deſto freundlicher und wärmer gegen uns. Mich nennt ſie Du, und nie anders als Tochter; und ob ſie gleich alle meine Wünſche erfüllt: ſo ſehe ich doch, wie herrſchſüchtig ſie gegen mich iſt. Mein einfacher Anzug iſt ihr zuwider. Sie hat mir ſehr prächtige Kleider geſchenkt. Ach, Blanka, wie mich das alles beklemmt! wie es mein Herz zerſchneidet!

„Ich darf ſie nicht tragen,“ ſagte ich ſo freundlich als möglich.

„Wer kann es Dir wehren, mein Kind?“ fragte ſie mit großen, fragenden Augen.

„Mein Vater liebt es nicht.“

„Die Tochter,“ ſagte ſie lächelnd — „gehört dem Hauſe des Mannes mehr, als dem väterlichen.“

„O Gott,“ ſagte ich — „ich werde nie aufhören, die Tochter meines Vaters zu ſeyn!“

Sie warf den Mund auf. „Ich habe,“ ſagte ſie nachher zu Papa — „Thereſen Kleider geſchenkt; befehlen Sie ihr aber, ſie zu tragen!“ Ich mußte ſie herbringen. „Die ſind zu theuer für meine Tochter,“ ſagte mein Vater faſt zürnend.

„Aber nicht für meines Sohnes Braut,“ antwortete ſie ſchmeichelnd.

Mein Vater ſchwieg; aber mit einem Blicke, der mir nichts gutes prophezeihte. „Das wird ſich zeigen,“ ſagte er nachher, noch finſterer. Doch bat er mich, ſie ſelten zu tragen.

Ach, dieſe Gewißheit, liebſte Blanka, für die Braut Iſenbarts gehalten zu werden, ängſtigt mich mehr als alles. Muß nicht Iſenbart einmal zurückkommen? muß er nicht? O meine Blanka, ich bin unglücklicher als Du!

Fortſetzung.

Ein furchtbarer Schlag iſt auf unſer Haus gefallen, und mich, mich hat er gerettet. O warum muß ich daran zuerſt denken! Die Baſe Pold hat wohl Recht gehabt. Ein Italiäniſches Handelshaus iſt gebrochen, und meines Vaters mit. „O wenn Hoppe nur hier wäre!" ſo rufe ich jetzt, mein Vater nicht mehr. Ich verſtehe nichts davon; aber mein Vater hat einen ungeheuren Verluſt in Genua und Venedig erlitten, durch ein zu großes Zutrauen, das er in das Italiäniſche Haus geſetzt hatte.

Ach, mein Vater wurde mit jedem Tage unruhiger. Er ſchrieb wohl zehnmal an Stahl, um Nachricht von Hoppe zu erhalten. Vergebens. Stahl hatte nur einen Brief von Hoppe aus Lauenburg. Er war nach Breslau gegangen; aber in Breslau war er nicht angekommen. Meines Vaters Unruhe nahm zu, mit jeder Stunde. Nun kamen Briefe. Er las ſie. Er las ſie wieder. Ich hatte ihn im Auge; denn Minna und meine Mutter wußten nichts.

Ich ſah ihn erblaſſen, und ſein Haupt ſank auf die Bruſt. Ich ſtürze zu ihm. Da hob er das Haupt. „Nicht wahr, fragte er — „ich bin blaß? Sieh, Thereſe, ich erblaſſe, und weiß nicht wovor! Vor der Schuld ſoll der Menſch erblaſſen, vor dem Unglück nicht. Und welches Unglück denn? welches? Denn da ich zwanzig Jahre alt war, war ich nicht reicher als jetzt, und hatte die Bruſt voll ſtolzer Hoffnungen. Welcher Hoffnungen, Thereſe? Die jetzt erfüllt ſind.“ Er umarmte mich. „Ein ſchuldloſes Leben,

häuslicher Friede mit dem Weibe, tugendhafte Kinder, das waren meine Hoffnungen. Bei Gott, Thereſe, das waren ſie, und ſie ſind erfüllt! Auch die Kleinſte! Aber erblaßt bin ich, da haſt Du Recht! Nur weiß ich nicht, wovor!“

Das klang ſo ſeltſam, ſo rührend ſeltſam, daß ich mich zu ſeinen Füßen warf, und mich um ſeine Kniee klammerte.

„Steh auf, mein Kind!“ ſagte er. — „Sonſt überredeſt Du mich, daß wir unglücklich ſind, und wir ſind nur arm geworden.“

Das war nicht die falſche Ruhe der Ueberſpannung, die aus meinem ehrwürdigen Vater redete, nein, es war ſein Herz, ſeine innerſte Seele.

Er hieß mich meine Mutter rufen. Sie kam mit der Baſe Pold. „Mein Schatz,“ ſagte er freundlich, beinahe ſcherzend — „es geht eine kleine Veränderung mit uns vor. Eine kleine, ſage ich, wahrlich eine kleine. Denn Deine Liebe habe ich nicht verloren, nicht die Liebe meiner Kinder, nicht die Achtung

meines Vaterlandes, nicht die Unſchuld unſerer Sitten, nur was wir entbehren können, den Reichthum."

Hier erblaßte die arme Baſe Pold. Sie faßte meine Hand mit bebender Hand. „Ich bitte Dich, mein Schatz, zu bedenken, welch eine Kleinigkeit es iſt, die verloren gegangen iſt, wenn wir den Schatz des Lebens, den guten Namen und unſer häusliches Glück retten. Alboni iſt gefallen, ich mit. Unſre Armen nur bedaure ich. Wie? Nein! Iſt Gottes volle Segenshand der armen Hand des Sterblichen bedürftig? Wir ſind arm, das iſt alles."

„O Gott! O Gott! Barmherziger Gott!" rief Baſe Pold.

„Ja, barmherzig iſt Gott gegen mich, Baſe; denn ich kann alles zahlen, was ich ſchuldig bin." Er nahm die Mütze ab. „Und ſo dankt mit mir Gott!"

Ich und meine Mutter umarmten ihn mit Freudenthränen, glaube ich; meine edle Mutter gewiß.

„Muß es denn bekannt werden, Herr Vetter?“

„Es ſoll! Es ſoll!“

„Iſt Hoppe nicht Ihr Freund? iſt Moritz —“

Hier zog mein Vater die Stirn zuſammen. „Ich bitte Euch, ſtecht mir nicht Dornen in die Bruſt, die mein Unfall nicht hat.“

Hier trat Minna in's Zimmer, er umfaßte ſeine Töchter und ſeine Frau, und ſagte: „Was fehlt mir ſo? was? nennt es mir! Auf dieſem grauen Haupte ruht keine Schmach, auf dieſen blühenden Wangen meiner Mädchen ſteht keine Schande. Thereſe iſt Braut, und Minna bleibt bei mir, der Troſt des Vaters, bis ihr eigener Kummer überwunden iſt.“

„Ach Gott! ach Gott! barmherziger Gott!“ rief Baſe Pold mit ringenden Händen.

„Barmherziger Gott! das ſage ich auch, und falte meine Hände voll hohen Muths. Ich bin arm, Minna; aber

kein Betrüger. Was ſagt mein Kind?“ Er fragte Minna.

Sie ſah ihn an mit ihrem holdſeligen Geſicht, voll himmliſchen Troſtes und ſeliger Zufriedenheit, und ſagte: „Arm? o iſt's nur das, wovon die Baſe ſprach? Haben wir nicht Arme, zu arbeiten, Vater?“

„Recht, mein Kind, und Herzen, uns zu lieben, und Sinne, unſer Glück zu erkennen!“

O Blanka! Blanka! was iſt das Unglück, wenn ein Mann es ſo trägt! Unſere Herzen waren in Liebe, in Wehmuth, in Seligkeit aufgelöſt, gewiß in Seligkeit.

„Vor Tiſch habe ich noch zu arbeiten, meine Kinder,“ ſagte Papa mit gerührter, ſanfter Freundlichkeit. Er ging mit ſeinen Büchern unten in's Comtoir.

Wir ſaßen nun alle zuſammen, und wußten nicht, ſollten wir uns betrüben. Die Baſe war troſtlos. Sie rechnete uns geſchäftig alle Menſchen vor, die ſich

über unſern Sturz freuen würden. In jeder Pauſe ſang ich mit lauter Stimme:

„Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da!“

„Ja,“ ſagte ſie — „das Glück wäre wohl da, wenn Du es nur ergreifen wollteſt! Deine Heirath mit Iſenbart kann uns retten.“ Da ſanken meine Hände matt auf das Inſtrument. Denn auf einmal fiel mir bei, daß dieſer Heirath jetzt nicht zu entkommen war.

Mein Vater kam heiter zu Tiſch. „Hole eine Flaſche von dem beſten Rheinwein!“ ſagte mein Vater. — „Er iſt unſer. Wir wollen auf das häusliche Glück trinken und wäre es auch die letzte Flaſche, wir wollen ſie mit Freude leeren.“

Ich holte Wein, und wir waren zuletzt alle heiter, bis auf die Baſe, die jedes Glas Wein, was ſie trank, mit Thränen miſchte. „Das Letzte!“ ſagte ſie, ihr volles Glas wieder hinſtellend, da die Flaſche leer war.

„Für mich, liebe Baſe Pold; aber Sie ſollen ihr Glas Wein jeden Mittag haben.„

Er kam am Abend heiter wieder zu uns herauf. „Es hatte ſich ausgefunden,“ ſagte die Baſe — „daß alles bezahlt werden könnte, und daß uns dann ein freilich kleines Vermögen übrig bliebe, wovon wir in der Stille genügſam leben könnten. Die Baſe erzählte mit Thränen die unerwartet frohe Nachricht.

Ich fiel ihr um den Hals vor Freuden, und machte ungeheißen Punſch, und hatte meines Vaters Wunſch getroffen.

Am andern Morgen war unſer Fall bekannt. Moritz war der erſte, der zu uns ſtürzte. „Oheim,“ rief er, ſich gewaltſam an ſeinen Buſen werfend — „Hier bringe ich, worüber ich freier Herr bin!“

„Laß ſehen,“ ſagte Papa. Er las die Papiere. Lächelnd gab er ſie ihm wieder. „Es iſt zu viel, lieber Moritz!“ ſagte er. „Seht, er bietet mir ſein ganzes Vermögen, und wäre für uns ein Bettler. Ja, Moritz,“ ſagte er — „Du könn-

teſt mir etwas recht großes geben, wenn Du wollteſt.“

„Vater, fodern Sie!“

„Geh mit mir hinab! Ich habe Deiner Hülfe nöthig!“ Sie gingen.

„Gottlob!“ ſagte meine Mutter — „Der brave Moritz! Ich hoffe davon ſehr viel. Wir werden glücklich ſeyn! Minna —“

Minna war nicht bei uns. Ich ging hinab, um auf Moritz zu warten, wenn er ginge. Er kam aus dem Kabinette von meinem Vater. Ich winkte ihn in die Hinterthüre. Er kam beſtürzt zu mir, ſein Geſicht war bleich. „Gott, Moritz,“ ſagte ich — „ich dachte eine ſchöne Nachricht zu hören.“

Er ſchüttelte ſanft den Kopf. „Es iſt alles vorbei, Thereſe! Alles! Auch die letzte Hoffnung iſt verſchwunden.“

„Was ſagte mein Vater?“

Er nahm mich in ſein Kabinet. „Eins kannſt Du mir geben, Moritz,“ ſagte er. „Ich bin jetzt arm, gäbe ich Dir jetzt meine Minna, ſo — was würde die

Stadt ſagen? Seht, ſeht, würde ſie ſagen, die Armuth hat den Alten gedehmüthigt! Jetzt iſt dem Bettler der reiche Neffe wieder lieb. Nun dankt er Gott, daß er eine ſeine Töchter ihm anbringen kann. Würde ſie nicht, Moritz?"

„O mein Vater, ſie würde ſagen: Wie glücklich iſt der Neffe! Wie reich in einer ſolchen Tochter der Vater!"

„Du ſchmeichelſt, Moritz; aber nicht mir, ſondern der ſchadenfrohen Stadt. Sieh, Moritz, wäre ich reich geblieben: ſo, ſo — war ich entſchloſſen, Deine Unbeſonnenheit gegen uns zu vergeſſen; aber jetzt — jetzt — da ich arm bin, o jetzt, Moritz, iſt mein guter Name ein Ding, an dem auch die mährchenhafteſte Lüge hängen bleibt! Es iſt unmöglich. Ich bitte Dich, glaube mir das. Es iſt unmöglich. Aber hilf mir bei meinen vielen Geſchäften jetzt ein wenig arbeiten, damit die Stadt ſieht, daß wir beide ehrliche Leute ſind. Ich liebe Dich von Herzen Moritz; aber das iſt unmöglich."

Ach, Blanka, Blanka, die Hoffnung iſt vorbei, und Minna, Minna ſagte es vorher! Aber ſie iſt ruhig. Was ſie ruhig macht, weiß ich nicht. Das laß mich glauben, es iſt ein Engel, der ihr ein Glück aus ſeiner himmliſchen Welt bringt. Denn wie könnte Minna, o dieſe ſtille, fromme Heilige, unglücklich ſeyn!

Am Abend erklärte denn Papa, daß nun wahrſcheinlich Ludwig zurück kommen würde, da bei dieſen Umſtänden ſeine Reiſe nach Genua nicht nöthig wäre. „Hätte ich," ſagte er, und ſtellte den Zeigefinger gegen die Stirn — „voraus ſehen können, was ich jetzt weiß: ſo — aber ich habe mein Wort gegeben, und ſo bald er zurück iſt; denn ich möchte gern erſt alles abmachen, was abzumachen iſt."

Er faßte meine Hand; ich hatte nicht das Herz, ein Wort zu ſagen. Ich ergab mich in mein Schickſal.

Am andern Morgen fuhr Madame Iſenbart vor. Sie war ſo ſchnell die Treppe hinauf, daß wir ihr nicht einmal entgegen gehen konnten. Sie trat mit

einem

einem Geſichte, auf dem die Beſtürzung, der Unmuth lag, in's Zimmer, und fragte uns alle mit tellergroßen Augen, der Reihe nach anſehend: „Iſt es denn wahr? Gottlob, nein, wie ich ſehe! So geht mir's nahe, daß ich —“

„Was ſollte denn wahr ſeyn,“ fragte mein Vater lächelnd — „daß mein Haus gefallen iſt etwan? Das iſt wahr!“

„Das würden Sie mir auch ſo ruhig ſagen!“

„Beſſer als unruhig. Aber wahr iſt, daß ich arm bin, Frau Schweſter! Aber Gottlob! ich bleibe Niemanden einen Heller ſchuldig.“

Die Frau war ohne alle Beſinnung. „Das geht mir nahe, Herr Heimchen, das geht mir nahe, mein Kind! Denn unſer Plan ging auf ein Etabliſſement meines Sohnes, das nur zur Hälfte von mir kommen ſollte. So wird's noch mit der Verbindung Zeit haben.“

„Zeit, ſo viel Sie wollen, liebe Baſe! So viel Sie wollen! Sie ſcheinen den Plan gehabt zu haben, ein paar Geldka-

ſten zuſammen zu bringen; das war mein Plan nicht. Aber hier ſtehe ich frei, Frau Baſe, und frage: iſt Ludwig Thereſens Bräutigam oder nicht?"

„Lieber Herr Heimchen," hob ſie verlegen an; Papa fiel ihr in's Wort, und rief: „Jedes andre Wort als ja, heißt nein! Thereſe, Du biſt frei! Nicht zu gut, arm zu ſeyn, aber zu gut, zu betteln, ſey es warum es ſey! Ich gebe Ihnen mein Wort zurück, Madame, und wenn Sie morgen wieder kommen, werden Sie uns ſo ruhig finden als heute."

O Du hätteſt die Beſtürzung ſehen müſſen, mit der die Frau da ſtand, und nicht recht wußte, ſollte ſie annehmen, was Papa ihr bot, oder nicht!

„Ich habe die Verbindung," ſagte ſie — „zwiſchen unſern Kindern nicht gebrochen. Das wenigſtens zur Nachricht für meinen Bruder, wenn er zurück kommt; und ich weiß nicht, Herr Heimchen, warum wir nicht überlegen ſollen, da —"

„An mir, Madame, was das Ueberlegen. Und glauben Sie mir, ich habe

überlegt, und mit großer Unruhe. Sie, Frau Baſe, mußten kein anderes Wort zur Antwort finden, als ja! ja! und immer ja, und wieder ja! Ein kleines Hm dazwiſchen, das Ja nur ungewiß gezogen, mußte die Verbindung trennen, auf ewig; denn die da ſoll nicht betteln. Ich bin arm, Baſe, ſehr arm; aber viel zu reich, um nach einem Geldkaſten nur Einen Finger zu rühren. Die Verbindung iſt abgebrochen; und ſehen ſie, Baſe, ich bin dadurch um einen frohen Gedanken reicher geworden; und ſeh ich die da an, Thereſen, wie der das Herz vor hoher Freude ſchlägt: ſo bin ich wieder um einen glücklichen Tag reicher. Ich ſtehe Ihnen dafür, Madame Iſenbart, ſeit ſechs Jahren wurde kein ſo frohes Mahl in meinem Hauſe gefeiert, als unſer heutiges armes Mittagsmahl ſeyn wird."

„Ich muß noch einmal wiederholen, Herr Heimchen, daß ich nicht habe brechen wollen. Sie ſind zu heftig."

„Ich bin zu weich, zu freudig, zu ſelig, liebe Baſe, und ſo laſſen ſie uns in der alten Liebe ſcheiden!“

Sie konnte ſich in uns nicht finden. Wir begleiteten ſie an den Wagen.

Wir fanden die Baſe Pold, da wir hinauf kamen, im ſchmerzlichen Weinen; aber ich warf mich mit dem Triumph der Liebe an meines Vaters Bruſt. Minna, meine Mutter, ſchloſſen den Kranz der Freude, der Umarmung feſter um mich.

„Schon wieder ein Feſttag!“ rief mein Vater. — „Fühlſt Du nun wohl mein Kind, wie viel ſchöner das Glück iſt, das nur die Unſchuld giebt, und nicht die wilde Leidenſchaft? Mir fallen Freudenthränen aus den Vateraugen. Ach, Kinder, es ſind nicht die erſten ſeit geſtern! Ich habe Freunde gehabt, die ich nicht achtete! Mein Leben ſteht bekränzt von der Hand des Glücks, der Freundſchaft und der Liebe! Ich bin ein Jüngling geworden. Mein Muth iſt verdoppelt für die Zukunft, und was ich je erringen konnte, das iſt mir geworden.“ Er

legte ſein Haupt auf die Schulter unſerer Mutter, und ſchlug beide Arme um ſeine Töchter, und ſo ließ er ſeine Thränen frei fließen. O welch einen Vater haben wir!

Fortſetzung.

Wir ſind nun eingerichtet, wie Papa wollte, ſparſam, ſehr ſparſam; aber nicht geizig. Die Baſe iſt untröſtlich. Sie möchte gern den Schein einer gewiſſen Pracht erhalten, und den ich ihr gern erlauben möchte. Sie möchte gern, wenn eine kleine Geſellſchaft Abends bei uns bleibt, ſilberne Leuchter aufſetzen. Wir haben ſie noch. „Ja,“ ruft Papa — „aber es wäre Bettelei, ſie aufzuſetzen! Es wäre eine Lüge, Falſchheit! Es ſoll nicht ſeyn!“

Die arme Leopoldine! Sie äße gern Brodt, trocknes Brodt bei ſilbernen Leuchtern; aber ſie darf nicht. Denn es

iſt, als wäre Papa's gerades Weſen noch gerader geworden, ſeit ſeinem Unglück. Er geht umher wie ein triumphirender König. Er iſt jetzt ſanft wie meine Mutter, noch ſanfter. O wir müſſen ihn lieben!

Du ſollteſt ihn Sonntags mit uns in die Kirche gehen ſehen. Seine Nachbarn ſind noch einmal ſo demüthig gegen ihn. Sie betrachten uns mit ſo zärtlichen und wehmuthsvollen Blicken, daß mir oft die Thränen in die Augen ſchießen, ich weiß nicht vor Wehmuth, oder vor Schmerz. Man hat ihn zum Kirchenſchatzvorſteher gewählt, und zwar mit allen Stimmen. O wie glücklich war Papa! Er gab den übrigen Kirchvorſtehern einen kleinen Schmauß, und ließ den Abend die ſilbernen Leuchter aufſetzen, um auch die Baſe Pold an ſeinem Ehrentage glücklich zu machen.

Was ich am meiſten bewundere? von Albonis nicht ein Wort, ob es gleich wohl gewiß iſt, daß mein Vater von ihnen, wenn auch nicht betrogen, doch nicht red-

lich behandelt iſt. So ſagt Moritz wenigſtens, der unten im Comtoir mit dem Vater arbeitet, aber Minna nicht ſieht.

Ach, Papa liebt ihn jetzt unausſprechlich; denn er hat ihn kennen gelernt in dieſem Unglück. Er iſt arbeitſam, und greift das Ding, ſagt er alle Tage von ihm, beim rechten Ende an. Ich wäre ein Bettler ohne Moritz. O wäre ich jetzt reich! o wäre ich's!

„Sie ſind's Vater," ſagte ich einmal — „Sie haben Minna, eine ganze Welt für Moritz."

Er ſah mich ſtarr an. „Ja, wäre ich nicht," ſagte er langſam — „ein Bürger von Hamburg, hätte ich nicht meinen Namen und den Ruf meiner Familie zu vertheidigen! O! O!"

Ich muß mich in Acht nehmen, liebe Blanka, daß mein Vater nicht merkt, daß ich mit Moritz rede. Denn er könnte glauben, ich wollte Dörnern etwas wiſſen laſſen, und Du weißt, wie zart er in dieſem Punkte fühlt. Geſtern ſprach ich ihn, wie er hinaus ging. Ich

begegnete ihm in einer Nebengaſſe. „Nun Moritz, ich will zur Dûpuis, ein paar Handſchuh für Baſe Pold kaufen; Du ſollſt mir ausſuchen helfen.“

„Thereſe,“ ſagte er, mir den Arm bietend: — „Ich ſoll Dir auf Deinen letzten Brief von Ludwig zur Antwort ſagen, daß er abgereiſt iſt mit Dörner.“

„Schon? und nach Italien? Dörner — oder vielmehr Ludwig hat mir ja verſprochen, die Reiſe noch aufzuſchieben!“

„Das hat er, Ludwig, oder vielmehr Dörner, ſage ich.“

„Sey es was es ſey, Moritz! hübſch iſt es nicht, da jede Stunde entſcheidend ſeyn könnte für — “

„Ludwig oder Dörner?“

„Dörner denn!“ ſagte ich erröthend und doch froh — „hübſch nicht, daß ſie dennoch in eine andere Welt laufen.“

„Die Liebe hat große und kleine Welten, wie ſie ſie braucht. Aber, Thereſe, die Reiſe war nöthig.“

„Davon willſt Du mich überreden? Nicht nöthiger als ein Ball, zu dem ich gebeten wäre, und den ich nicht aufgeben wollte, wenn Dörner nur den Abend Zeit hätte, mich zu ſehen."

„Die Reiſe iſt nöthig, liebe Thereſe, für uns alle, auch für mein Glück, auch für Minna's Glück."

„Auch für Minna's? Gott ſegne denn ihre Reiſe!" rief ich — „denn Minna liebe ich mehr als Euch alle!"

Da ich zu Hauſe kam, fragte mein Vater: „Weißt Du denn, Thereſe, wo Dörner iſt?"

Ich konnte jetzt mit Wahrheit, aber doch ein wenig Jeſuitiſch antworten: „Ich weiß es nicht, Papa!"

„Du weißt es in der That nicht, Thereſe?"

„Nein, lieber Vater; aber Moritz, ſollt ich denken, müßte es wiſſen."

„Meine gute Tochter," ſagte er, und ſchloß mich in ſeine Arme. O wie ich erröthete an dem Buſen meines Vaters! Ach, darüber, daß ich nicht ganz wahr

ſeyn durfte! Durfte! Denn durfte ich, Blanka?

Von Hoppen nicht ein Wort. Er weiß nicht, wie es uns geht; denn Papa hat nicht wieder an Stahl geſchrieben. „Und jetzt,“ ſagt er — „iſt mir's recht lieb, daß er nicht da war. Denn ich wäre, das weiß ich, mit ihm in einen Zank verwickelt worden, wobei er Recht und ich nicht Unrecht hatte. So, wenn er kommt, findet er alles geſchehen. Ich kann ſagen: ſchau her, Hoppe, wo Du einen Seufzer findeſt, da leg Deine freundſchaftliche Hand hin. Ich bin glücklich. Der Arbeit habe ich weniger, der Sorgen weniger. Das Schickſal hat mir die Gänge nach der Börſe abgenommen, die mir altem Manne nach gerade ſauer wurden. Da haſt Du alles! ſieh auf die Geſichter meiner Töchter und meiner Frau: Du ſiehſt nichts als frohe Geſichter. Was willſt Du alſo?“

O meine liebe Blanka, ſieh, ſo neigt ſich alles nach und nach zum Guten! Ach, wie gern, wie gern wüßte ich von Dir,

wo Du wäreſt, wie es Dir ginge! Ach wie gern ſänke ich in Deine Arme, und flehete Dich, den edlen Mann glücklich zu machen, der Dich aufſucht! Ach ich weiß von Dir nichts, Du weißt von mir nichts! Sieh, ich ſehe oft von dem Glasthurm in die ferne Gegend, und frage: Wo iſt ſie? wo iſt, die ich liebe? Der ziehenden Luft ſage ich: O trockne du ihre Thränen! Dem aufgehenden Morgenſtern ſage ich: O lächle ihr zu, wenn ſie vor Unruhe nicht ſchlummert! Minna trägt im Gebet ihren Engeln auf, Dir zu zulächeln.

Sie ſpricht alle Tage von Dir, ſie nennt Dich unſere Blanka. Ach Blanka, ich kann Dich nie anders als meine Blanka nennen! und ſieh, Minna, wie geht das zu? — ſie, die alles mit allen theilt, hat doch alles ganz! Auch Dein Herz, Blanka, hatte ſie mehr, obgleich wir vertrauter waren mit einander, ich und Du. Kind, ich glaube, unſere Tugenden waren es gerade nicht, die uns vertrauter machten! Ach, wenn wir

uns ſehr fromm fühlten: ſo flohen wir beide zu Minna! O meine Blanka, wie liebe ich Dich!

Aber wie könnte ich dieſen Brief in Deine Hände geben, und doch — doch, das fühle ich, ich würde ihn Dir ſenden, ſo bald ich Deinen Aufenthalt wüßte, trotz meinem Oheim Tobias, trotz meinem Vetter Ludwig!

Blanka Horrberg an Regina.

Strauel.

Hier bin ich, meine gute Regina, nach einer langen mühſamen Reiſe, bei der alten Sabina meiner Mutter. Ach, Regina, bin ich nicht eine Thörin? Was mögen die guten Menſchen in Hamburg von Deiner Blanka denken? Was Herr Hoppe, dem ich ſo feierlich verſprach, es ſollte nicht die kleinſte Veränderung meines Schickſals vorfallen, ſo lange er abweſend wäre?

Aber der Gedanke, Iſenbart könnte kommen, war zu furchtbar. Mir ſchien es, als würden die Mauern des Hauſes über mich zuſammen ſtürzen. Ach Regina, ich hatte auf einmal alles vergeſſen, die Liebe der Menſchen, die mich wie Tochter, wie Schweſter liebten! Ich nahm mit einer Haſt von Minna, von Thereſen Abſchied, als wären ſie mir fremd. In meinen Augen ſtanden Thränen; aber keine gehörte der Stunde der ewigen Trennung von ihnen! keine!

Ich glaubte erſt ſicher zu ſeyn, da ich die Thürme von Hamburg nicht mehr ſehen konnte. Aber nun floß auch eine bittere Wehmuth, mit Vorwürfen gemiſcht, durch meine Seele. Daß ich Hamburg verlaſſen hatte, reuete mich nicht. Das mußte ich verlaſſen. Aber daß ein anderer Schmerz, als der des Scheidens meine ganze Seele erfüllte, das wird mich ewig betrüben. Denn Regina, ich werde ſie ewig nicht wieder ſehen, die Mädchen, die mich ſo zärtlich liebten; dieſen edlen Mann, Hoppe, deſſen Liebe

die feinſte Achtung war, und deſſen Werth ich erſt erkenne, da ich ihn verloren habe.

Erſt war ich entſchloſſen, zu Dir zu fliehen; aber das hätte mich wieder in den leben- und freudenvollen Kreis meiner alten Bekannten geworfen. Und dahin paſſe ich nicht mehr. Eine jahrelange Einſamkeit wird kaum meinem Herzen die Ruhe wieder geben, der ich bedarf, und die ſich für mich ziemt.

Jetzt ſehe ich wohl, Iſenbart hat mich geſucht; darum eben kam er nicht nach Hamburg, und endlich, da er alle Hoffnung aufgiebt, mich zu finden, geht er nach Hamburg, ſeine Verbindung zu vollziehen.

Wäre ich geblieben, ich hätte Thereſen vielleicht von der verhaßten Verbindung befreien können. Auch tritt mir dieſer Gedanke oft nahe genug. Aber durfte ich ausführen, was ich wünſchte? Durfte die Fremde, die von der Familie mit Wohlthaten überhäuft war, ſo feindlich in den Kreis der Liebe treten, um ihn zu zerreißen?

Nimmermehr! Es blieb mir nichts, nichts übrig, als zu ſchweigen, und zu fliehen. Ich hoffe, wir werden darüber Eins ſeyn.

Ich konnte denken, daß vielleicht Herr Hoppe, wenn er der unglücklichen Blanka noch denkt, mir folgen würde. Aber durfte ich ihn ſehen, Regina? Den Mann, mit dieſem Herzen, und wäre auch meine Liebe keine heiße Flamme geweſen, hätte ich auch wohl den Gedanken gehabt, ihm meine Hand zu geben? Jetzt, da der Mann, den ich liebte, mir ungetreu geworden war? O laſſe mich das Schickſal nie ſo denken, daß ich dem Edelſten der Menſchen nicht ein ganz freies Herz geben könnte!

Darum nahm ich ein paar Poſtſtazionen von Lauenburg heimlich eine Lohnfuhre, um ihn in ſeinen Nachſuchungen irre zu machen. So kam ich nach Berlin, nun ſicher, daß er mich nicht finden könnte. Von da fuhr ich mit Meßleuten aus Frankfurt nach Hirſchberg, und ging nun zu Fuß hierher nach

Strauel zu der alten Sabine, die denn die Flüchtige mit der alten Liebe freundlich aufnahm.

Ach, in dieſem Paradieſe athmete ich die heimiſche Luft wieder mit neuem Vergnügen! Faſt nur ſo gekleidet, als eine reichere Weberin, unterhalten mich die kleinen Geſchäfte unſerer kleinen Haushaltung, die durch mich vergrößert ſind, und meine Harfe. Das Dorf liegt ſo ganz abgeſondert von den Straßen, von allen Städten, daß ich wie auf einer menſchenloſen Inſel wohne. Ich gehe, wenn ich will, von Höhe zu Höhe, gekleidet wie ich will. Niemand betrachtet mich. Niemand frägt, wer ich bin. Ich könnte ſchwören, ich wollte hier ewig leben, ſo leben, wie jetzt; ach und könnte der Menſch die Ruhe ſchätzen, nach der er rennt, für die er arbeitet, nach der er ſich ſehnt: ſo ſollte ich hierbleiben: ſo ſollte ich nie wünſchen, etwas anders zu ſehen, als hier die reizenden Thäler, und die ſtolzen Höhen!

Ich

Ich hoffe auf Briefe von Dir, Regina. Ich hoffe mit einem Herzen voll Sehnſucht darauf.

Regina an Blanka.

Breslau.

Hier iſt meine Antwort, meine gute Blanka, und noch dazu eine Neuigkeit, die Dich ſehr intereſſiren wird! Ich will Dir mit meinem Rathe nicht zur Laſt fallen; aber ich könnte wünſchen, es ſtieße mir irgend ein Abenteuer auf, in dem ein Mann, wie Herr Hoppe, vorkäme: ich führe mit Poſtpferden an den Altar.

Bei dieſem Gedanken war ich ohngefähr, da es ganz leiſe an meine Thür pochte. „Herein!“ rufe ich, und die Thür geht auf, knarrend und langſam, und ein ſchöner, wahrlich ein ſchöner Mannskopf mit einer häßlichen Perücke kommt herein, ein paar Schultern, dann der ganze Mann. Ich ſprang auf; denn mir ſiel ein: Herr Tobias Hoppe.

„Um Vergebung,“ ſagte eine Stimme, die ich wohl unſern Theaterſängern wünſchen möchte, und die mir in's Herz drang — „Habe ich die Ehre, die Mamſell Stollner zu ſehen?“

„Habe ich die Ehre, Herrn Tobias Hoppe bei mir zu ſehen?“ fragte ich.

Er ſah mich groß an, und ſtrich den Sammt ſeines Rockes — was willſt Du denn, Blanka? er war ſehr ſchön gekleidet, bis auf die runde Perücke — er ſtrich den Sammt ſeines Rockärmels bald ſo, bald ſo; dann ſagte er: „Aber es iſt gut, Mamſell, daß ſie mich ſchon kennen, das bringt mich über eine ganze Schiffsladung voll Erzählungen weg, und ich bin im Hafen, ohne ein Segel aufzuziehen, obgleich mein Signalement, woran Sie mich ſogleich erkannten, nicht ſchön ſeyn mag. Hinter einem Apoll her, oder, wie es mir geht, vor ihm her, einen Steckbrief, das iſt nichts!“

„In Ihrem Signalement, Herr Hoppe, ſteht nichts als Ihre Perücke und Hut.“

Er trat mit einem drolligen Weſen vor den Spiegel, und ſagte: „So eitel iſt man, ohne es zu wiſſen. Ich ſehe nicht, was der Perücke fehlt. Doch das apart! Sie wiſſen alſo ſchon, Mamſell Stollner, daß ich Mamſell Blanka'n, Ihre Freundin“ — er bückte ſich tief gegen mich — „wer ſolche Freundin hat, wie Sie, Mamſell, die wird zu einem guten Manne — das ſtand doch auch in meinem Signalement? —“

„Sie würden, denk ich, eitler vor dieſem Signalement werden, Herr Hoppe, als dort vor dem Spiegel.“

„Alle Welt!“ rief er — „würde ich? meinen Sie? würde ich in der That? Hat das gute Kind doch irgend etwas Gutes an mir ausgefunden? Doch, liebe Mamſell, ich dachte, ich wäre im Hafen, und nun kann ich doch den Anfang nicht finden, zu dem, warum ich Sie bitten wollte. Ich wollte, ſie hälfen mir ein wenig.“

„Recht gern, wenn ich nur wüßte, mein lieber Herr Hoppe, was Sie von mir zu bitten haben.“

„Sie ſollten mir nämlich ſagen, wo Blanka wäre.“

Ich mußte lächeln über die Treuherzigkeit, womit er auf einmal an’s Ziel kam.

„Sie wiſſen, lieber Herr Hoppe,“ antwortete ich — „daß jedes Mädchen, ehe ſie ja ſagt, ſich etwas Bedenkzeit nimmt.“

„Das heißt: Sie ſagen ja!“

„Pfui, Herr Hoppe, wer wird ſo auslegen? Und wenn ich Ihnen Blanka’s Aufenthalt geſagt habe, dann nehmen Sie den Hut und gehen. Das würde mir leid thun; denn Blanka hat mir nach Ihrer Bekanntſchaft den Mund ſo wäßrig gemacht; nehmen Sie den Vergleich nicht übel, Herr Hoppe! Sie haben meine Freundin mit einer ſo edlen Freundſchaft behandelt“ — ich ſah, welch ein warmer Strom von Freude bei dieſen Worten durch ſein Herz fuhr. Seine Augen leuchteten.

Aber was willſt Du, Blanka? Der Mann iſt ſchön, ſchön faſt wie ein Adonis,

nur nicht ſo jung, und er war gekleidet, ſo geſchmackvoll, und, was ich leiden mag, ſo reich ein Mann es ſeyn kann. Er hat ſchöne Hände, und ein Mann mit ſchönen Händen hat eine ſchöne Seele, und der theure Solitär an ſeinem kleinen Finger, und die Manſchetten von ſehr koſtbaren Brüſſeler Points unter dem ſchwarzem Sammtkleide, was gewiß aus England iſt, und darunter die Weſte mit ſchwarzem Otterfell aufgeſchlagen, und die ſchöne Stimme, die Feuerſtimme ſeiner redlichen Augen, und die Schmeichelſtimme ſeines Lächelns! Ich weiß nicht, was Du willſt?

Kurz, ich bat ihn, ſich zu mir auf den Sofa zu ſetzen. Ich ließ ihm eine Pfeife, mit meines Oheims beſtem Knaſter gefüllt, und Kaffee geben.

Wir richteten uns auf dem Sofa be-
quem ein, und fingen an zu plaudern, na-
türlich von Dir, von Thereſen, von
er engelguten Minna, von Moritz,
nd allen, allen, die ich kannte. Er war
heiter, er erzählte zwiſchenher ſo drol-

lige Anekdoten, die alle paßten, kurz, mein Köpfchen hatte er ſo vollendet gewonnen, daß mein Herz verloren geweſen, wenn ich nicht gewußt hätte, wie ſehr er Dich liebte.

Nun mußte ich auch erzählen, und ein Glück war's, daß ich merkte, er lauerte darauf, ich ſollte mich verſchnappen, und wahrlich, Blanka! der Mann führte mich ein paar Mal ganz nahe am Abgrunde weg. Ich hätte Dich faſt verrathen.

„Herr Hoppe,“ ſagte ich ihm, mit dem Finger drohend — „Sie haben Luſt, wenn Blanka Geheimniſſe hätte, ſie mir zu ſtehlen.“

„Und wer weiß,“ ſagte er mit der ſchönen Hand auf der Bruſt — „ob das nicht beſſer wäre, wenn Herz ſich gegen Herz öffnete.“

Ich ſprang auf, trat an's Klavier, und ſang:

„O Mädchen! Zung' und Herz halt unter Schloß und Riegel!
Dem ſchönen Bild im ſchmeichleriſchen Spiegel,
Sag's nur vertraut, warum Dein Herz Dir pocht!“

Da trat er auch an's Klavier, und ſang — das haſt Du mir nicht geſagt, Blanka! — mit einem ſehr ſchönen Tenor:

„Wenn alles wankt, wenn alles ſtürzet,
So rette Dich Vertrauen, Herz!“

Er küßte meine Hand, und führte mich zurück an meinen Platz, und ſeine Augen mit ein paar Ahnungen, als ſollten Thränen nachkommen, waren unendlich ſchön. Ich ſchämte mich meines Scherzes. „Da ich nun ein Mann bin,“ hob er an — „ſo kann ich Vertrauen geben. Ich weiß, Mamſell Blanka liebt meinen Neffen, oder war auf dem Wege, ihn zu lieben. Er traf ſie in Böhmen, und begleitete ſie bis Dresden. Sie ſehen, Mamſell Stollner,“ ſetzte er betrübt hinzu — „daß ich nichts ſtehlen will; aber glücklich machen, iſt mir vielleicht gegeben.“

Nun wurde es ernſthaft, und ich wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Herr Hoppe,“ ſagte ich lächelnd; aber mir war nicht ſcherzhaft zu Muth —

„Sie wiſſen ſo viel, daß ich Sie bitten muß, mir alles zu ſagen, was Sie wiſſen, ehe ich reden kann. Ihr Neffe iſt, denk' ich, hat mir Blanka gleich anfangs geſchrieben, mit Thereſen verlobt?“

„Das iſt er. Aber mich dünkt, jetzt iſt er frei von dieſer Verbindung, oder er kann es mit jeder Minute ſeyn, wenn er will.“

„Das heißt, er will nicht!“

„Das heißt es nicht, liebes Kind! ich rede, wie ich's meine, gerade ſo. Er hatte Blanka'n geſucht ſechs Monate hindurch; und nur da erſt, da er alle Hoffnung aufgegeben, ſie zu finden, in dieſem Drange ſeines böſen Schickſals gehorchte er ſeiner Mutter. Ich kam noch früh genug dahinter; ich ſagte ihm, daß Blanka in Hamburg gelebt hatte, und abgereiſt wäre, ich machte ihm die Hoffnung, daß er ſie wiederfinden könnte. Blanka hatte den Weg nach Lauenburg genommen.“

„Mein Neffe wollte dahin; aber da trat wieder ein unvermeidliches Geſchick

dazwiſchen. Er mußte ſchnell fort, um das Leben, das Glück eines Freundes zu retten. Er bat mich, Blanka'n zu folgen. Ich that's. Da fiel mir ein, daß ich ja bei Ihnen Nachricht von Blanka erhalten könnte, und nun bin ich bei Ihnen. Da haben Sie einfach, was ich weiß."

„Und Sie verſchwiegen mir nichts, Herr Hoppe?" fragte ich langſam — „denn auf ein halbes Vertrauen gehört immer eine halbe Antwort."

„Gewiß, das iſt alles, was ich zu ſagen habe. Weiter nichts!"

Hier ſchlug er beſchämt das Auge zu Boden, beſchämt und betrübt, und ich hätte, o ich hätte wohl Deine Hand in ſeine legen mögen, ſo rührte mich ſeine Großmuth. Er blieb noch den Abend bei mir. Ich ging mit ihm in's Schauſpiel. Es war ſchlecht. Ich plauderte mit ihm; ich warf ihn nun von Norden nach Süden; aber nie ein Wort von ſeiner Liebe, nie ein Wort! Er blieb ſich ſelbſt getreu.

Auf dem Rückwege bat er mich, ihm Deinen Aufenthalt zu ſagen. „Ich habe meine Sitte, lieber Herr Hoppe," ſagte ich — „ich beſchlafe gern ſo etwas Wichtiges. Morgen werde ich Sie wieder ſehen. Dann ſollen Sie ſehen, daß ich Sie recht hochachte." Er nahm Abſchied, und ging.

Ich ging nun mit mir zu Rathe, liebſte Blanka, was ich ihm zu ſagen hätte, wie, und wie viel ich ihm ſagen müßte, um Dir die volle Freiheit zu laſſen, Dein Geſchick ſelbſt zu beſtimmen.

Aber des Vergnügens konnte ich mich nicht berauben, des Mannes ſchönes Herz ganz zu ſehen.

Er kam. „Ich kann," hob ich an — „dem Freunde Blanka's den Ort nicht verſchweigen, wo ſie iſt, ob ich gleich weiß, ſie will dort unbekannt leben. Blanka wohnt in Strauel bei Hirſchberg. Was ich über Blanka's Herz weiß, will ich Ihnen ehrlich ſagen, in der Vorausſetzung, Sie können es nie mißbrauchen. Ihr Neffe traf Blanka'n in einem einſamen Wirthshauſe in Böhmen,

von allen Menſchen verlaſſen: die erſte freundliche Erſcheinung eines Mannes in Blanka's Leben. Daß ein junger Mann, wie Ihr Neffe, der wie ein wohlthätiger Ritter die Welt durchfährt, ein Schutz und eine Hülfe allen Unglücklichen, einen ſtarken Eindruck auf das unbewachte und verlaſſene Herz eines jungen, begeiſterten Mädchens macht, wie Blanka, das iſt natürlich."

„Wie ſtark aber der Eindruck geweſen, ob dieſes Gefühl Liebe zu nennen iſt, wie Sie es nannten, und wie es zu nennen iſt, darüber, denk' ich, kann nur allein Blanka's Herz entſcheiden. Konnten ſechs Monate in Ihres Neffen Herzen eine Liebe verlöſchen, die er geſtand: ſo ſo konnte der Eindruck in Blanka's Herzen auch ſchwächer werden, den ſie nie Liebe genannt hat."

Er hörte aufmerkſam zu, ſo aufmerkſam, als wollte er auswendig lernen, was ich ſagte.

„Blanka," fragte er dann — „erfuhr erſt den Tag vor Ihrer Abreiſe aus Hamburg, daß mein Neffe Ihr Reiſegefährte war?"

„Ja, ſie erkannte ſeine Hand, ſie kannte ihn unter dem Namen Forel.“

„Aber dieſer Brief machte eine ſo heftige Wirkung auf Blanka's Herz, daß ich mit Recht die Empfindung Liebe nennen konnte.“

„Und doch können Sie geirrt haben, Herr Hoppe! Denn mußte nicht Blanka ängſtlich werden in Herrn Heimchens Hauſe, einen Mann unerwartet wieder zu ſehen, von dem ſie zum wenigſten glaubte, daß er ſie nicht ohne Gleichgültigkeit ſehen konnte? Sie, eine Fremde, ſchreibt ſie mir, konnte ſie zwiſchen eine Verbindung feindlich treten, die das Glück zweier Familien machen ſollte, die ſie ſo hoch zu achten gezwungen war?“

„Wie geſagt, über die Art der Empfindung Blanka's kann ich nicht entſcheiden. Der erſte Eindruck bleibt nie gleich ſtark.“

„Aber ein erloſchener kann wieder zur vorigen Stärke erwachen.“

„Sie ſind alſo hier, um für Ihren Neffen um Blanka's Hand zu werben?"

„Wenn Blanka ihn liebt," ſagte er ermattend; aber dann ſetzte er mit edler Stärke hinzu — „ja! dann bin ich dazu hier!"

O Blanka, nicht ein Wort, nicht ein Seufzer, nicht eine leiſe Anſpielung auf ſeine eigene Liebe! Welch ein Mann! „Und liebt ihn Blanka nicht?" fragte ich.

Er ſann lange nach, ſehr lange, mit einem Geſicht, auf dem geſchrieben ſtand, wie ſehr ihn meine Frage überraſchte. Er mochte wohl zuletzt etwas anders denken; denn es war Stoff zum denken. Ich that alſo meine Frage noch einmal. „Gott beglücke Blanka's Leben!" ſagte er lächelnd und wehmüthig. — „Mein Neffe iſt ein ſehr edler Mann!"

Ich konnte mich kaum halten, kaum, an ſeine in Schmerzen ſchlagende Bruſt zu fallen und zu rufen: „Gott beglücke

Ihr Herz, mein edler Freund! Ihrs und Blanka's zuſammen!“

„In Strauel alſo bei Hirſchberg?“ fragte er und warf einen Blick auf ſeinen Hut.

„Wäre es nicht gut,“ ſagte ich — „Herr Hoppe, wenn ich Blanka'n eine kleine Nachricht von Ihrer Ankunft gäbe? Sie iſt dann auf alles vorbereitet; denn überraſchen wollen Sie gewiß kein Herz?“

Er legte ſeine Hand mit einer ſprechenden Bewegung auf die Bruſt. „Nein, das iſt ſo beſſer,“ ſagte er — „da kann ſie mit ſich zu Rathe gehen. Denn mich dünkt, ſie hat meinem Neffen viel zu verzeihen, ſehr viel, daß er aufhören konnte, ſie zu ſuchen. Mich hätte nicht der Todesſchlund des ſtürmenden Meeres aufgehalten, nicht die Flamme brennender Alpen, nicht —“ „aber“ ſetzte er leiſe hinzu, ſich verbeſſernd — „ſeine Verzweiflung war wohl ein eben ſo großer Beweis ſeiner Liebe.“

„Der aber doch Verzeihung bedarf. Ihrer, ſo kalt er auch ſeyn mag, iſt doch ein Triumph für ein Mädchen.“

„Aber wenn Mamſel Blanka erfährt, ich bin hier: wird ſie nicht wieder entfliehen?“

„Liebſter Herr Hoppe, welch einen Begriff haben Sie von meiner Freundin!“

„Ja, liebſtes Kind, es könnte wohl ſeyn, daß ihr mein Beſuch gar nicht angenehm wäre, daß —“

„Ihr Beſuch? Blanka'n? ich würde ſie nicht mehr für meine Freundin erkennen, wenn ſie Ihnen nicht, wo es wäre, und ſäße ſie auf einem Thron, mit offnen Armen und ganz offner Seele entgegen käme.“

„Ja, das iſt recht gut; aber Sie wiſſen ſo nicht, wie läſtig ein Mann — denn ſehen Sie, liebe Mamſel, ſie iſt es wohl gewohnt, geliebt zu werden; aber“ — er beſah ſeine Spitzenmanſchetten ſehr tiefſinnig, als wollte er das Muſter davon zeichnen. „Aber wollten Sie ihr ſchreiben, daß ich nur ihr Glück im Auge

hätte, nur ihrs? denn wenn Blanka's Herz in dem frohſten Genuſſe des glücklichſten Lebens ſchlüge: ſo wollte ich ſagen, wie mir's auch ginge, wie jener Held: ich habe gelebt!"

Auf ſeinen Wangen ruhte die Glut der Entſchloſſenheit; aber ſein Haupt war niedergebeugt. Seine Stimme trauernd. Es rührte mich unendlich.

„Das will ich thun, Herr Hoppel Sie wird verſtehen, was ich nicht verſtehe. Das könnte ein paar Tage dauern."

„Wenn Sie jetzt ſchreiben wollten: ſo wäre das mit einer Eſtaffette bald abgemacht."

Er ging, um mich ſchreiben zu laſſen, und Blanka, ſeit vier Stunden habe ich an dieſem Briefe unabläſſig geſchrieben, Dich ganz vollkommen über den Mann zu belehren, der mir der liebenswertheſte aller Männer ſcheint. Er hat verſprochen, Nachmittag wieder zu kommen, wo mein Oheim zurück iſt; denn mein Oheim muß den edlen Mann kennen lernen.

Liebſte

Liebſte Blanka, ich unterfange mich nicht, Dir zu rathen. Du liebſt ſeinen Neffen. Sein Neffe iſt ohne Dein Zuthun frei von ſeiner Verbindung mit Thereſen, durch Hoppens Großmuth freilich! — Doch ich will ſiegeln; denn ich höre die Hausthür ſchellen. Ein guter Engel ſey mit Dir, Blanka! Leb wohl!

Regina an Blanka.

Breslau.

Dieſe paar Worte ſoll Dir Hoppe mitbringen. Meinen erſten Brief hat er durch eine Eſtaffette weggeſendet. O Blanka, Blanka, wie galant dieſer Mann iſt! Er hatte nur ein Wort gehört, daß ich Blumen im Zimmer ſehr liebte. Sieh, da erhielt ich von ihm ein paar große porzellainene Blumenvaſen, eine köſtliche Arbeit, und der Himmel mag wiſſen, woher der Mann mitten im Win-

ter dieſe Pracht der blühenden Röſen, Hyazinthen und Aurikeln hergenommen! Und noch weniger weiß ich, woher er erfahren hat, daß ich gerade dieſe Blumen liebe.

Er kam, mein Oheim kam auch. Mein Oheim iſt von ſeinem geraden Weſen, die wie die zarteſte Feinheit iſt, ganz entzückt. Wir hatten eine kleine Geſellſchaft, von ausgeſuchten Menſchen; aber Hoppe behauptete den erſten Platz, mit ſeiner heitern, ſchönen Laune, mit ſeinen feinen Anmerkungen über die Länder, die er durchreiſt hat.

Aber wie ungeduldig er iſt, Dich zu ſprechen, Dich zu bitten, daß Du ſeines Neffen Frau werden möchteſt, kannſt Du daraus ſehen, daß er mich bat, ſeinen Namen, wenn es ſeyn könnte, nicht zu nennen. Er hätte hier vertraute Bekannte, die er beſuchen müßte, wenn ſein Hierſeyn bekannt wäre. Ich nannte ihn alſo Herr Tobias, mein Oheim auch, und die Geſellſchaft auch.

Er ging früher, als die andern. „Mein Himmel!“ fragten alle nun — „wer iſt dieſer liebenswerthe Herr Tobias?“

„Ein Mann, mit einem fürſtlichen Vermögen, der edelſte Menſch, den die Erde trägt. Seinen Geiſt kennen Sie, ſeine fröhliche Laune auch.“

„Er iſt verheirathet?“

„Nein, denn er hat keine Frau bekommen können.“

Da lachten ſie alle laut auf.

„Ja,“ ſagte ich — „ich kenne jetzt noch ein Mädchen, das recht hübſch iſt, aber arm; geiſtreich, aber doch nicht übermäßig; recht gut, bis auf gewiſſe Schwächen, die dieſer Herr Tobias liebt, mit einer unendlichen Leidenſchaft, die er gerettet hat, aus einem Abgrunde von Verlegenheit, und die dennoch ſeine Hand nicht will.“

Alle ſchüttelten ſie ſchweigend die Köpfe. „Das kann nicht ſeyn, wenn das Mädchen, was ſie meinen, Verſtand, oder

Herr T o b i a s nicht etwan einen Fehler hat, den Sie verſchweigen."

„Tugenden habe ich von ihm verſchwiegen; aber Fehler nicht."

Sie ſchüttelten die Köpfe noch ärger.

Avis au lecteur! liebe B l a n k a!

Morgen früh will er fort. Ich will ſiegeln. Doch noch Eins, denke des Verſes:

„Die raſche That der Liebe rennt der zaudernden Vernunft zuvor,
Und hinkend folgt die bittre Reue langſam nach."

Lebe wohl, meine Gute! Lebe wohl! Und ſchreib mir; nie hofft' ich mehr auf Briefe von Dir, als jetzt.

Blanka an Regina.

Straubl.

O meine theure R e g i n a! Er iſt hier, H o p p e iſt hier! Deinen Brief erhielt ich einen Tag früher. Ich las ihn mit einem wallenden Herzen, mit einem Her-

zen, das von tiefer Rührung erfüllt war. Noch begreife ich nichts von dem Gange der ganzen Begebenheit; aber über Hoppens Lippen geht keine Unwahrheit. Verzweiflung, mich zu finden alſo wars, die Iſenbart nach Hamburg trieb? Mag es auch ſeyn, was Hoppe Dir ſagte, daß eben dieſe Verzweiflung ein ſicherer Beweis der Liebe iſt; aber aufgegeben war ich doch von ihm. Aufgegeben! Und trat nicht ſein edler Oheim dazwiſchen: ſo ging er ja nach Hamburg und ſchloß die Verbindung!

Frei iſt alſo Iſenbart? So bald er will! Was heißt das? Doch warum will ich grübeln? Frei iſt er; denn Hoppe iſt hier, um meine Hand für ſeinen Neffen zu werben, wenn ich ihn liebe. Der Oheim! der gute Oheim! Und Regina, er liebt mich! O er liebt mich! Nicht der Todesſchlund ſtürmender Meere, nicht die Flammen brennender Alpen hätten ihn aufgehalten. O er liebt mich! das ſage ich mir ſtündlich, und nichts — glaube mir, nichts hält mich zurück, als

daß ich fühle, ich kann ihm nur ein halbes Herz geben.

Doch ich muß die Zeit erwarten. Ich thue am beſten, ich erzähle Dir.

Da ich Deinen Brief hatte, erwartete ich ihn mit jedem Augenblicke. In dem Häuschen meiner Sabine iſt noch ein kleines Zimmerchen. Das wurde für ihn in Stand geſetzt. Glaube mir's, Regina, ich erwartete ihn mit einer zärtlichen, rührenden Freude, mit einem ſehnſüchtigen Verlangen. Aber mein Herz war nicht ruhig. Es wogte ein Sturm in meiner Seele auf und ab, deſſen Urſach ich nicht ergründen konnte, deſſen Urſach ich ſo gar zuweilen zu ergründen erröthete.

Endlich fragte er in einem Billette bei mir an, ob es ihm erlaubt wäre, ein Billet von Reginen aus Breslau bei mir abzugeben. Dieſe fremde Scheu rührte mich zu Thränen. Ich ging, wie ich war, in das Wirthshaus, wo er abgetreten war. Ich öffnete ſeine Thür, ich breitete ihm meine offnen Arme entge-

gen, ich rief: „O mein Freund! o mein theurer, geliebter Freund! Willkommen! Dieſes iſt der erſte Augenblick einer reinen Freude, die ich habe, ſeit ich Hamburg verließ! O tauſendmal willkommen, liebſter Herr Hoppe, dieſem Herzen, mir, mir!"

Thränen floſſen über meine Wangen. Er näherte ſich zitternd gleichſam. Er nahm meine Hand. „Gottlob!" ſagte er — „Sie ſind geſund, ſehe ich. Ich glaubte, es hoffen zu dürfen, daß Sie mich nicht, ohne Sie zu ſehen, wieder wegſchicken würden, meine gütige Blanka!"

„Sie glaubten hoffen zu dürfen?" ſagte ich beſtürzt, ach ſehr betrübt — „o mein Freund, o mein theurer Freund! Was habe ich begangen, daß Sie dieſe Sprache gegen mich führen? O edler Mann, wie verloren wäre ich, wenn Ihnen nicht dieſes Herz, die verborgenſten Gründe meiner Seele offen ſtünden! O was habe ich begangen?"

„Himmel, Himmel, liebe Blanka, nehmen Sie es nicht ſo! Ich fürchtete nur, ſehen Sie — da habe ich allerlei erfahren, liebe Blanka, was mich beſtürzt gemacht hat. Ich fürchte, ich habe dieſem ſchönen Herzen Unruhe gemacht, und mache ſie noch. Liebſtes Kind, ich bitte Sie, von mir zu glauben, daß ich mit meinem Leben jede dieſer Thränen abkaufen wollte!“

„Das ſollen Sie nicht; denn es ſind Freudenthränen, Sie wieder zu ſehen. Aber laſſen Sie uns gehen! Nur eine Hütte erwartet Sie; aber die froheſte Gaſtfreundſchaft und ein dankbares Herz. Sie bleiben bei mir, lieber Freund!“

O das alles, liebſte Regina ging mir von Herzen; hätte er in dieſem Augenblicke meine Hand gefodert, ich wäre in ſeine Arme gefallen. Er faßte meinen Arm, und wir gingen um das Dorf her zu Sabinens Hütte.

„O ſagen Sie mir, was macht meine gute Minna? was Thereſe? lieben ſie mich noch? O ſagen Sie!“

„Wer kann aufhören, Sie zu lieben, Blanka?“ antwortete er, und mogte er glauben, ich könnte das anders deuten; er ſetzte verwirrt hinzu — „ich rede von Minna und Thereſen.“ Und nun aufs neue ſeine Worte verbeſſernd, ſagte er: „Wir alle lieben Sie noch mit der alten Liebe, die alles für Sie aufopfern würde.“

Er erzählte mir von Minna, von Thereſen. Und mit einer unverſtellten Freude ſagte er: „Wenigſtens könne nun Thereſe glücklich werden.“

„Wie ſo?“ fragte ich ganz unſchuldig — „hat der unbeugſame Vater nachgegeben? Iſt Dörner — “

„Der wohl nicht,“ ſagte er verwirrt. „Doch dazu gehört eine lange Erzählung von Dingen, die Sie nicht wiſſen können.“

Wir kamen bei der Hütte an. Die alte Sabine kam uns entgegen. Sie wollte mit Gewalt Hoppen die Hand küſſen, als dem Erretter ihrer Blanka. Er ſetzte ſich, und ich machte Anſtalt zu einem Abendeſſen, die meine Freude,

meine Unruhe glücklich zerſtreute. Ich ging von Zeit zu Zeit aus der Küche in das Zimmer, wo er mit Sabinen plaudernd ſaß. Jetzt ſah ich, daß er noch gerade eben ſo gekleidet war, als ſonſt; aber ich betrachtete ſein Geſicht, und ich muß Dir ſagen, daß er mir jetzt ſchöner vorkam, als ſonſt.

Er beklagte, daß ich mir ſo viel Mühe gäbe. Ich lächelte, und antwortete: „Ich bin hier Hausfrau!“ Und hüpfte zur Thür hinaus. Endlich ſetzten wir uns zum Abendeſſen. Ich fühlte eine Art von kindiſchem Stolz, daß ich ihm vorlegen konnte von Gerichten, von denen ich wußte, er aß ſie gern; daß ich die Gerichte zubereitet hatte, daß ich ſeine Wirthin war. Es machte mich nicht unruhig, da ich ſeine Blicke voll Liebe ſah, mit denen er mich verfolgte, wenn ich ging, wenn ich kam, wenn ich etwas machte. Nein, ſie erheiterten mich ſogar. Ich wurde ruhiger; in meiner Bruſt lag eine Zufriedenheit, die ich für ein Wunder halten mußte; ſo un-

ruhig hatte ich ſeiner Ankunft entgegen geſehen.

Ich führte ihn am Abend ſpät auf ſein Schlafzimmer, und nun ſetzte ich mich unten an meine Harfe, und ſpielte und ſang alle ſeine Lieblingslieder.

Am andern Morgen fand er alle ſeine gewohnten Bequemlichkeiten: ſeine Pfeife war gefüllt. Ich trug ihm Kohlen entgegen, um ſie anzuzünden. Ich ſchenkte ihm Kaffee ein, und fing von Herzen an, mit ihm von den alten Zeiten zu reden. Er betrachtete mich mit leuchtenden Augen. Seine Pfeife ging ihm zehnmal aus. Er wurde unruhiger, und ſeine Unruhe nahm zu. Er ging fort, und blieb lange Zeit weg.

„Hören Sie, liebſte Blanka!“ hob er dann an, da er wieder gekommen war — „ich weiß nicht, ob Ihnen Ihre Freundin aus Breslau geſchrieben hat, warum ich eigentlich hier bin? Ich wollte, liebes Kind, Sie könnten einmal ein ganz offnes Herz gegen einen Mann haben.“

Bei dieſem Anfange fing an mein Herz zu erbeben; denn ſo oft ich dieſe Unterredung mir vorausgedacht hatte: ſo wußte ich doch niemals, was ich antworten konnte.

Ich faßte ſeine Hand, und ſagte: „Laſſen Sie mir noch einige Tage Zeit, lieber Herr Hoppe, ehe wir dieſen Gegenſtand bereden! Ein offnes Herz verſpreche ich Ihnen voraus, ein recht offnes Herz.“

„Dann aber erlauben Sie, daß ich bis dahin eine kleine Reiſe nach Hirſchberg mache, wo ich zu thun habe. Denn liebe Blanka, ich hätte am Ende beſſer gethan, Ihnen alles das zu ſchreiben, als ſelbſt zu kommen.“

„Iſt's nicht Zeit, wenn Sie abreiſen, nach Hirſchberg zu gehen, lieber Herr Hoppe? Soll ich nicht die Freude haben, Sie ſo lange zu ſehen, als möglich?“

Er erröthete, ſchüttelte heimlich den Kopf und antwortete nichts, als: „Hm! hm! So müſſen Sie mir erlauben, jetzt zu reden,“ fing er wieder an — „Ich

habe wichtige Gründe dazu, liebe Blanka!"

Ich ſetzte mich freundlich zu ihm.

Er hob mit einem tiefen Seufzer an: „Sie lernten meinen Neffen früher kennen, als mich!"

„Wie erfuhren Sie das, Herr Hoppe?"

„Mein Neffe entdeckte mir, daß er ein Mädchen liebte, mit einer unendlichen Leidenſchaft. Ich frage nach dem Namen. Er nennt Ihren. Sie können denken, wie ich erſtaunte. Er war eben auf dem Punkte, nach Hamburg zu gehen, um da ſeine Verbindung mit Thereſen zu feiern. Sehen Sie, liebes Kind, das ging mir nun gewaltig im Kopfe herum, im Herzen auch wohl! Ich hatte den Dörner lieb, Thereſen, das wiſſen Sie, wie ſehr! Den Jungen habe ich lieb, wie meinen Sohn. Kurz, ich ſagte ihm, daß Sie in Heimchens Hauſe gelebt hätten, und daß Sie wohl zu finden ſeyn würden, wenn Sie anders meinen Neffen liebten."

„Das meinte er,“ fuhr er fort — „und — doch Sie müſſen ihm das nicht als eine Prahlerei oder als etwas noch ſchlimmeres auslegen, daß er das meinte — denn ein edler Menſch iſt er, das können Sie mir glauben!“

Ich hatte Urſach zu fragen, warum er das meinte, und da erzählte er mir mit Augen voll Feuerſtrahlen, allerlei kleine Begebenheiten aus Prag und Dresden, woraus mir denn wohl hervorging, daß er nicht Unrecht hatte.

„Mochte es ſeyn, wie es wollte, liebes Kind — ich hatte wohl zuweilen in einem ſchönen Traum auch einen ſtolzen Gedanken gehabt. Genug, ich ſah auf der einen Seite des Elendes und der Thränen kein Ende, auf der andern Freude die Fülle, einen ganzen Haufen glücklicher Menſchen. Und wer wollte da ſtehen und zögern, und feilſchen, und erſt Herz und Begierde fragen, wenn das Gewiſſen gefragt iſt? Kurz, ich gab meinem Neffen die Hand, und“ — hier fingen an ſeine Augen ſich ſanft zu benetzen — „und da ich Sie

glücklich machen könnte: ſo könnte ich das Herz haben, zu zögern? Das ſey ferne! O Gott, das ſey fern von mir!“

„Ich hieß ihn ausſteigen. „„Fahr hin!““ ſagte ich — „„und ſey glücklich! Ich will Dir ſchreiben, wo Blanka iſt.““ Das Uebrige nahm ich auf mich. Ich ſchrieb ihm, daß Sie nach Lauenburg gegangen wären. Aber der arme Junge mußte fort, einem Freunde nach, ihn zu retten aus Todesnoth. Da reiſte ich.“

„Und iſt Ihr Neffe, Herr Hoppe, ganz frei? ganz frei von einer Verbindung mit Thereſen?“

„Ganz frei! ganz frei! Denn ſehen Sie, meine Schweſter, wenn ſie weiß, daß ich — daß er mein Erbe ſeyn ſoll, gäbe alles auf, und Heimchen könnte es wohl ganz heimlich wünſchen, daß eine ſeiner Töchter glücklich würde. Den kenne ich!“

„Nun denn, Herr Hoppe! Ihr Neffe wird wiederkommen. Ich weiß nun alles, was ich wiſſen muß. Ich muß Sie

nun bitten, einem Mädchen zu erlauben, was jeder erlaubt iſt, Bedenkzeit zu nehmen.“

„In Gottes Namen! Nur das Eine, **Blanka**, liebten Sie meinen Neffen?“

„Ich will Ihnen antworten; aber Sie ſollen keine Folgen ziehen, bitte ich. Ja, ich liebte ihn! Und nun keine Frage weiter. Denn auf keine mehr habe ich eine Antwort.“

Er ſchwieg, er lächelte, oder wollte lächeln; ich kann dieſes Lächeln nicht beſchreiben. Es rang ſich aus dem ſtillen Schmerze hervor, wie eine Roſe aus einem Grabe.

O meine **Regina**! Und nun iſt er ſchon vier Wochen hier, hier in der Hütte mit mir, in dem engen Vertrauen, wozu uns dies eine Zimmer, in dem wir wohnen, zwingt, und mit jedem Augenblicke dringt ſeine Liebe hervor, wie die Sonne aus Wolken, die der Sturm vorüberjagt, und dennoch ſagt er nie ein Wort von ſeiner Liebe. Mit der feſteſten Gewißheit ſetzt

er

er voraus, daß ich ſeinen Neffen liebe, daß ich ihm meine Hand geben will, und er hält dem Charakter ſeines Neffen eine Lobrede über die andere. Und wenn ich im Geſpräch auf ſeine Schweſter komme: ſo lächelt er, und giebt zu verſtehen, daß er mich zu einer ſo reichen Parthie machen will, daß ſeine Schweſter keine Bedenklichkeiten haben ſoll.

Und ich entdecke an ihm täglich neue Talente, der Unterhaltung, der Künſte die er liebt, die er alle mit Glück getrieben hat. Er ſingt vortrefflich, er ſpielt die Flöte ungemein ſchön. Seine Heiterkeit iſt ſich immer gleich. Seine Bedürfniſſe ſind einfach, wie ſein Geiſt, und dennoch iſt ſein Geiſt mit allen Blumen der Schönheit geſchmückt. Und was mehr als alles ſagen will, ich bin in ſeiner Geſellſchaft glücklich, zufrieden. Ich habe keine Wünſche mehr, und wenn ich ihn wähle — es iſt heraus, Regina, worauf ich oft Tage lang ſinne — ſo kann ich es mit einem freien Herzen. Denn ſein Neffe iſt frei; ich könnte, wenn ich

wollte, den Neffen wählen. Wähle ich den Oheim: ſo weiß er es jetzt, daß ich ihn liebe.

O oft, oft, wenn ich die ehrerbietigen Blicke ſeiner ſtillen, großmüthigen Liebe ſehe, und die leiſen verborgenen Seufzer höre, die er nicht ganz verbergen kann: ſo möchte ich rufen: o edler, geliebter Mann, hier iſt mein ganzes Herz! O könnte es nur Ihr Leben beglücken!

Aber liebſte Regina, es giebt Augenblicke, wo mir das alles wieder ungewiß wird! Nicht, weil die Neigung zu Iſenbart gewaltiger würde? Nein! nein! Denn gab er mich nicht auf? Wie konnte er es? Wie? Und der Oheim? durch ſtürmende Meere, durch brennende Alpen wäre er mir gefolgt! Nein, nicht, darum; aber dieſer Mann verdient es, daß ich ihm ein Herz gebe, das er ganz erfüllt. Ihm bleibe kein Zweifel zurück, daß ich nicht glücklich in ſeinen Armen bin. Wann wird der Augenblick kommen! Lebe wohl!

Tobias Hoppe an Stahl.

Strauel.

Ich lebe hier wie im Himmel, Stahl, wenn ich nur nicht hinzuſetzen müßte, auch in der heißeſten Hölle, welche die Liebe je einem armen Sterblichen heiß gemacht hat. Aber Du kannſt mich kühnlich allen Helden der alten und neuen Welt hinzuſchreiben, und hätten ſie Welten aus den Angeln gehoben. Ich ſtehe hier auf einem Laurentius-Roſte, und mache Dir Pas dazu als machte ich lauter Freudenſprünge.

Ich erfuhr in Breslau von Reginen Blankens Aufenthalt, aber nichts weiter, weil Regina nicht mehr ſagen wollte oder konnte. Ich flog hieher, als entlief ich dem Tode, und da ich in dem Wirthshauſe ſaß, und ihr ein Billet geſchrieben hatte, worin ich ſie um Erlaubniß bat, ſie zu ſehen, wiederholte ich mir noch einmal recht ernſthaft, daß ich hier war, für meinen Neffen um Blankens Hand zu werben, nicht für mich.

Da kam ſie ſelbſt, mit offnen Armen empfing ſie mich, mit unverſtellter Liebe. Was für Dinge in meiner Bruſt vorgingen, da ich ſie wiederſah, und ſo wiederſah, in dem reizenden Schmucke eines Landmächens, in dieſer engen, zierlichen, reizenden Kleidung: das weiß Gott, der mir das bewegliche Herz gab!

Ich mußte in ihrer Hütte wohnen, und nun — nein, Du haſt keinen Begriff davon, durch welche Höllen ich gehen muß, wogegen Dantes Höllen ein Kinderſpiel ſind. Sie iſt die Hausfrau. Morgens geht ſie, das blonde, ſchöne Haar aufgerollt, die Aermel aufgeſtreift, mit einer großen Schürze, und doch weiß und rein, wie eine Lilie, als Hausfrau aus der Küche ins Zimmer, hüpfend, die ſchöne Röthe der Arbeit, der Bewegung auf den Wangen.

Mittags eſſen wir an einem zwei Spannen großen Tiſche, an dem aus ihrem Kniee, das meins berühren muß, wir mögen wollen oder nicht, ein Feuerſtrom nach dem andern in mein Blut fährt; und

ſo gehts den ganzen Tag. In den erſten vier und zwanzig Stunden ſah ich, ich würde es nicht aushalten. Ich drang alſo auf eine Erklärung über meinen Neffen. Ich hätte vorausſehen können, was ſie ſagte; es war wie alle Mädchen antworten, nicht hin und nicht her, und dabei bat ſie mich flehentlich, auf kein Wort weiter zu dringen; aber ſie hatte doch wenigſtens geſtanden, daß ſie ihn liebt, oder geliebt hatte. Das iſt wohl Eins, ob ich gleich zuweilen Zwei daraus zu machen Luſt habe.

Und nun iſt von meinem Neffen die Rede nicht mehr.

Zwar fragte ſie, ob mein Neffe ganz frei wäre von Thereſen; und da ich „ja ſagte;" drückte ſie mir mit einem Blicke die Hand, der mir ganz unverholen ſagte, wie glücklich ſie war.

Da wollt' ich freilich fort; denn — denn — Du weißt warum. Aber ich mußte doch auf irgend eine Weiſe eine Art von Gewißheit haben; denn mein Neffe, wo iſt er zu finden? Hätte ich ihn

hier, zur Stelle: ſo würde ich ihm das Uebrige überlaſſen. Aber da ſchreibt er mir ja, er zweifele, daß ihm Blanka beſtimmt geweſen. Wenn das mehr als eine poetiſche Floskel iſt: ſo — doch das kann ich ja Blanken nicht ſagen, und eher kann ich nicht reiſen; denn ſie muß es ja wiſſen, wenn auch nicht ſo. Iſt ſie doch auf gewiſſe Weiſe empfindlich, daß der Burſche ſie hat ja aufgeben können! Und hat ſie nicht Recht?

Alſo bin ich hier, und Morgens um ſechs, ſtehen wir auf. Ich kann in meinem Schlafkämmerchen hören, wenn ſie in die kleinen Pantöffelchen tritt, und ich hätte mein Tage nicht geglaubt, daß eine ſolche Nachbarſchaft der Phantaſie ſo gefährlich werden könnte.

Nun gehts hinab, und mag die Welt ſagen, was ſie will, ich muß ſie ſagen laſſen. Sie muß ſich in dem Einen engen Zimmerchen — denn es iſt, glaube ich, achtzehn Grad Kälte — anziehen. Nun geht das zwar, als wüchſen ihr die Kleider auf die ſchönen Glieder, und ich

ſchlage die Augen auch beſcheiden zu Boden; aber die Phantaſie iſt ſo beſcheiden nicht, wenn ich hinter mir ihre Schnürbänder raſcheln höre. Dann kommt ſie roth, wie eine Morgenroſe — ob ſie weiß, was meine Phantaſie dazu zu ſagen hat? — und ſetzt ſich zu mir, der auch nicht blaß iſt, und reicht mir zum Morgengruße die weiße Hand, und lächelnd wie der Frühling gießt ſie mir den Kaffee ein, und plaudert mit mir.

Dann nimmt ſie die Harfe, ich die Flöte — denn daß ich die blaſe, hat ſie, Gott weiß wie, mir abgejagt — und wir machen Muſik, daß die Nachbarn ſtehen bleiben, und durch die Fenſter ſehen, wie das liebliche Mädchen und der Papa da wie ein Liebespaar muſiziren. Dann ſingen wir ein Duett. Alle Henker! ich muß, und Du weißt, ich ſang ſonſt nicht übel, und das alles, lieber Stahl, das alles — denke Dir es nur — zieht einen ſchönen Schleier über unſer Verhältniß. Ich lege die Flöte ins Fenſter, ziehe ſie in meine Arme, ſammt ihrer Harfe, und

das ſchöne blühende Geſicht, auf dem runden, vollen Halſe, auf dieſen glänzenden Schultern, iſt ein Zoll breit von meinem Geſichte entfernt, ſo daß ich mein Bild in ihren Augen ſehe, ſo daß ihr Roſenduftender Athem mich anweht. Ach, ich dürfte nur eine Bewegung machen, eine ganz kleine: ſo würde dieſe Bewegung ein Kuß auf ihre Lippen!

O das iſt gefährlich! nicht?

Dann machen wir einen Spaziergang ums Dorf, in unſere Pelze gehüllt, Arm in Arm, vertraulich an einander gelehnt. Dann wirft ſie den Pelz ab, und hüpft in die Küche, wo ich ihr, zum Erſtaunen der alten Sabina, Feuer machen helfe, und mir das Anſehen eines großen Kochkünſtlers gebe.

Hat ſie nicht geeilt: ſo wird vor Tiſch die Zeit zum vollſtändigen Anzuge zu kurz, das heißt: ſie rollt die Locken ab, flicht ein Band dadurch, und läßt ſie ſo frei in ſchönem Reichthum um das Haupt her wallen. Dann helfe ich ihr. O Freund Stahl, man lernt immer zu!

Ich begreiſe warum in den Tragödien der Alten das Haar eine ſo große Rolle ſpielt, als bei uns Schultern, Stirn, Wangen. Es war ein Zeichen der Liebe, ſeine Locken mit den Locken der Geliebten, oder des Freundes zu miſchen, den Freund mit den Locken zu umſchlingen. O! das fühle ich, wenn ich die Nadel ausziehe, und die Locke nun aufrolle in ſchöner, natürlicher Krümmung.

Ach, aber Stahl, bei allen dieſen ſpinnt meine Ruhe keine Seide! Schreib mir doch ſogleich, lieber Stahl, hieher, wie es mit Heimchen ſteht. Was ich in Breslau, wo ich nicht gern mich zeigen wollte, ſo aufgegriffen habe, war nichts tröſtliches. Mein alter Helm hat auf allen Fall den Auftrag, Heimchen beizuſtehen. Aber ich kenne ſeine unbewegliche Seele. Kann er bezahlen, was er ſchuldig iſt: ſo nimmt er nichts, auch nicht von mir. Ich kanns nicht tadeln.

Erkundige Dich doch bei Moritz, lieber Stahl, wo in der Welt der

Burſche, der Ludwig, anzutreffen iſt. Ich muß hier ſein Eiſen ſchmieden, vor einer Hölle von Flammen; und wenn's nicht das Leben gilt ſeines Freundes: ſo ſoll er ſich hieher ſcheeren, und glücklich werden. Er ſoll kommen. Er ſoll! Denn ich kann hier nicht eine Woche mehr ſeyn, ohne alle meine Geheimniſſe zu verrathen, ohne wie ein Sünder vor dem Engel da zu ſtehen und zu ſagen: Ich, Ich liebe Dich! Ich allein von allen Menſchen!

Stahl an Tobias Hoppe.

Renſen.

Heimchen iſt gefallen, mein lieber Tobias; aber wie ein ſtolzer Mann. Er hat alles bezahlt; aber weder von Moritz, noch von Helm, noch von mir genommen, noch von andern. Er hatte Freunde, wie der Redliche am Ende immer, was mich freut. Denn die Tugend

iſt kein leerer Name, was auch der edle Brutus ſagen mochte.

Deine Schweſter hat die Verbindung zwiſchen ihrem Sohne und Thereſen abgebrochen; zwar nicht ſie, ſondern Heimchen. Sieh, das Schickſal hilft den reinen Herzen; denn die Tugend iſt kein leerer Name. Ich lächelte, da ſie es mir erzählte. „Sie lächeln, Herr Stahl?" fragte ſie unruhig" — „Mein Bruder wird glauben, ich — "

„Ihr Bruder wird lächeln, wie ich," ſagte ich: „denn Sie hätten doch nichts weiter gethan, als des Himmels Willen und Tobias Wünſche erfüllt." Das erheiterte ſie ſehr, ich ließ ſie; denn was können Vorwürfe für eine Seele ohne Grundſätze? erbittern!

Bei Moritz bin ich ſelbſt geweſen, um von Deinem flüchtigen Vetter Nachricht zu erhalten. Moritz gab mir die feierliche Verſicherung, daß Ludwig nicht kommen könnte, ohne eines ſehr edlen Freundes ganzes Glück auf das Spiel zu ſetzen. Er iſt nach Genua gegangen.

Ich wollte mehr wiſſen; aber Moritz lächelte, und wollte nicht mehr ſagen.

Ich fragte ihn nach Heimchens Umſtänden, und erfuhr, daß vielleicht noch viel für ihn zu retten wäre, wenn ein Mann, der Beſcheid wüßte, ſelbſt nach Italien ginge. Aber Heimchen, nun einmal erbittert, die Prozeſſe ſcheuend, die unnütze Arbeit, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Er würde indeß doch die Sache einzuleiten ſuchen.

Höre, Tobias: der junge Menſch gefällt mir. Ich fragte nach ſeinem eigenen Schickſal. Er geſtand mit einer recht braven Offenherzigkeit die Unbeſonnenheiten, die er gemacht hatte.

„So viel ich weiß," antwortete ich — „hatten Sie nur einen Freund gerettet."

„Ach, nein," ſagte er — „Heimchen kennt mich beſſer, als alle Andere. Es war meine Wahl, ihn ſo zu retten. Es war jugendlicher Uebermuth, die wilde Sucht zu glänzen. Ich brach das Herz einer theuren Geliebten im Rauſche des Hochmuths, alles, alles gewagt zu ha-

ben. Ich bin beſtraft, und nicht hart genug; denn ich habe noch Hoffnungen. O Heimchen iſt beſſer als ich!"

Ich drückte den Burſchen an meine Bruſt. Er ſetzte hinzu: „Aber ich bin gebeſſert! Ich fühle, o ich fühle es, wie viel mehr dieſer edle einfache Bürgerſinn iſt, wie viel mehr dieſe Familienliebe, dieſe häuslichen Tugenden, als die zweideutige, gewagte, nichts ſchonende Großmuth des jugendlich wilden Triebes, ſey er auch edel!"

Er wird werden, wie Du, lieber Tobias! Heimchen ſteht auf der einen Gränze mit ſeiner ſteifen Anhänglichkeit an allem Hergebrachten; der Jüngling an der Andern mit ſeiner Verachtung alles bürgerlichen, ſtillen Sinnes. Du — Du! Doch wozu Dich rühmen, guter Menſch!

Ich möchte wohl den Herrn Tobias Hoppe ſehen, wenn er vor dem Mädchen ſteht und ihre blonden Locken um ſeine Finger kräuſelt; ein Mädchen, das er liebt, und die er ſeinem Neffen werben

will! Und gehſt Du aus der Hütte, ohne etwas von Deiner Liebe zu ſagen: ſo fodere ich den Herkules auf, zu ſagen, welche ſeiner Arbeiten ſchwerer war! Und ſo gehab Dich wohl! Die Tugend iſt kein eitler Name! Leb wohl!

Blanka an Regina.

Straubel.

Vorgeſtern, liebſte Blanka, bekam ich einen Brief von meinem Bruder! Hier iſt er, lies! Ich habe ihn mit Thränen geleſen!

Adolph an Blanka.

Venedig.

Lange habe ich nicht gewußt, liebe Schweſter, wo ich Dich finden ſollte! Ein deutſcher Kaufmann, Namens Hoppe, gab mir vergangenes Jahr in Petersburg

die erſte Spur von Dir. Ich weiß nicht, welch ein Mißtrauen mich abhielt, mich dem Manne ganz zu entdecken. Kam's daher, daß die Theilnahme, die er für Dich hatte, mir zu groß ſchien? Aber ich erfuhr doch genug, um Dich wieder aufzufinden.

Ein Auftrag meiner Monarchin brachte mich nach Italien. Ich glaubte, auf meiner Rückreiſe Dich in Deutſchland ſelbſt aufſuchen zu können; aber neue Befehle von meinem Hofe halten mich hier noch eine lange Zeit. Ich erſuche Dich, liebe Blanka, die Reiſe zu mir zu machen, um mit mir über die wichtigſten Umſtände Deines und meines Lebens zu unterhandeln. Die Papiere, die das Vermögen unſers Vaters betreffen, verſäume nicht mitzubringen. Ich ſende Dir hiebei Wechſel auf Breslau, die für die Reiſe hinlänglich ſeyn werden, wenn Du ſie einfach machſt.

Ich will Dich vorher bitten, keine große Hoffnungen zu faſſen. Was auch Deine Mutter für Dich, weil Du bei

ihr lebteſt, und ſo die mütterliche Liebe für Dich beſtechen konnteſt, beſtimmt haben könnte: ſo hoffe ich, Du wirſt einſehen, wie viel größer mein Recht auf ein Vermögen iſt, woran Dir und Deiner Mutter nur das Schweigen des Vaters ein Recht geben konnte.

Ich hoffe von dem ſelbſtſtändigen Charakter Deiner Mutter, daß Du einfach erzogen biſt. Ich wurde in der großen Welt erzogen, und für die große Welt. Ich werde Dich aber nicht verlaſſen, denn ich ehre meines Vaters Namen; aber ich möchte nicht gern, daß Du durch einen Prozeß mit mir, den Du verlieren müßteſt, das Andenken eines zu gütigen Vaters beſchimpfen möchteſt.

Ich hoffe, Dich bald hier zu ſehen, liebe Blanka, und ich hoffe, daß Du Dich ſo nehmen wirſt, daß ich die Bande ehren kann, die mich an Dein Geſchick feſſeln. Dein treuer Bruder. Alexander Adolph Baron von Horrberg.

Das iſt der Brief meines Bruders. O Regina, ſeine erſten Worte an die Schweſter ſind Drohungen, ſtatt Liebe! Ich finde nun endlich einen Verwandten, und er — o ich mag nicht daran denken!

Den Brief erhielt ich, da Herr Hoppe mir ſeine Abreiſe nach Italien eben angekündigt hatte, um, wie er ſagte, ſeinen Neffen aufzuſuchen. Sieh, liebe Regina! dieſe Ankündigung hatte mich erſchüttert; denn ich fange an, den Mann zu lieben, der ſo unbeſchreiblich großmüthig und männlich handelt.

Er ſah, wie verwirrt mich der Brief machte, den ich las.

„Sie ſind unruhig, liebe Blanka,“ ſagte er — „und ſo ſcheue ich mich faſt, Sie um eine Hoffnung für meinen Neffen zu bitten, an den Sie jetzt ſo wenig zu denken ſcheinen.“

„Ach, liebſter Herr Hoppe, eben hat ſich ein Mann gefunden, ohne deſſen Einwilligung ich über meine Hand kein Recht habe, mein Bruder. Eben der, den ſie in Petersburg geſprochen haben.“

„Hm,“ ſagte er verlegen — „eben der? Sie ſind alſo eine Baronin von Herrberg? Ja, das ändert freilich alles!“

„Das verändert nichts, Herr Hoppe, gar nichts in dieſem Herzen, in ſeinen ſtillen Wünſchen, in allen meinen Entſchlüſſen. Denn dieſer Bruder iſt zu haben, ſeine Einwilligung auch. Leſen Sie, Herr Hoppe!“

Er las, und gab mir den Brief ſchweigend zurück. Aber ſein Geſicht wechſelte die Farbe. Auf einmal ſagte er heftig: „Laſſen Sie dieſen Bruder fahren, Blanka, ich gebe Ihnen dafür einen Mann, deſſen einziges Glück es ſeyn wird, Sie glücklich zu machen, einen Vater, ja einen Vater, mich, der mit aller Herzen Liebe gegen Sie kühnlich wetteifern kann. Laſſen Sie ihn fahren!“

„O lieber Freund, für Ihre Liebe, was wollte ich nicht dahin geben! Aber er iſt mein Bruder, und der Befehl meiner Mutter, der beſtimmte Befehl meiner

Mutter ihn zu achten. Ich muß ihn ſehen. Ich muß, Herr Hoppe!“

Er runzelte die Stirn. Er ſagte wie kalt gleichſam: „da ich nach Italien gehen muß, wie Sie wiſſen, ſo —“

„So kann ich bei der Gelegenheit mitkommen, wollen Sie ſagen, Herr Hoppe! Ach, ein Mann, der mir eben das Herz eines Vaters bot, deſſen Liebe mit jeder andern wetteifern ſollte, hätte das wohl anders ſagen können. Ich will ſehen, lieber Herr Hoppe, wie ich allein den Weg über die Alpen finde.“

„Potz, Blanka, Engel, ſo iſt es nicht gemeint! Ginge Ihr Weg durch lauter Klapperſchlangen, und Löwenrachen, ſo ginge ich mit Ihnen; aber —“

„Nun denn — aber —“

Er ſah mich betrübt an, und doch ſo drollig betrübt, daß ich lachen mußte; denn mein Herz iſt ruhig, ruhig, Regine, ruhig! Ich gab ihm die Hand. „Ich reiſe mit Ihnen, lieber Hoppe, und dann bedarf ich ja eines Freundes gegen meinen — Bruder!“

Er ſeufzte laut, ſehr laut, und doch ſtand die Freude auf ſeinem Geſicht, daß er länger noch bei mir bleiben konnte. Er fuhr nun nach Hirſchberg, um manche Bequemlichkeiten für unſere Reiſe anzuſchaffen. O Regine, ich freue mich auf dieſe Reiſe in der Geſellſchaft dieſes Mannes in der That als auf ein Glück! Ich bin, möcht' ich ſagen, an ſeine Geſellſchaft ſo gewöhnt, daß ich hätte Jahre lang ſo in der Hütte mit ihm fort leben können, ohne auf einen Wunſch zu ſtoßen.

Er verbirgt mir ſeine Liebe mit der angeſtrengteſten Sorgfalt; das zieht mein Herz immer näher zu ſeinem. Aber ich kann doch nicht ſagen: „Ich liebe Sie, Herr Hoppe!" Auch denke ich das nicht einmal; aber die Freude, die ich empfinde, die reine Freude, mit ihm über die Alpen zu gehen nach Italien, dieſe Freude beruhigt mich. Heimlich kann wohl der Gedanke, daß Iſenbart in Genua iſt, dazu beitragen. Ja! aber ich möchte nur die beiden Männer vergleichen, um deſto ſicherer — dem edelſten

Mann, Hoppen, meine Hand zu geben. O glaube nicht, Regina, daß dem allen ein mädchenhafter Triumph zum Grunde liegt. Wie könnte ich Triumphe ſuchen in Gegenwart des edelſten, und des demüthigſten aller Menſchen, der alle ſeine Triumphe über ſich ſelbſt verbirgt! Wie könnte ich! Aber ich habe den Geiſt meiner Mutter doch ein wenig geerbt. Ich will wiſſen, was ich thue. Gebe ich Hoppen meine Hand: ſo ſoll er auch mein ganzes Herz haben, das ganze Herz des Mädchens voll reiner Liebe; und bis dahin genieße er des höchſten Vergnügens ſeiner edlen Großmuth.

O Regina, höre! höre! Ich frage meine alte Sabine, nur durch einen Zufall, nach dem, was ſie von meinem Bruder weiß. Sie wußte nichts, als daß meine Mutter ihn in Petersburg gelaſſen hatte. Dann fragte ich, ob denn meine Mutter Papiere gehabt hätte über das Vermögen meines Vaters?

Sie erinnerte ſich, ein groſses Paket Schriften geſehen zu haben, das meine Mutter für mich verſiegelt hätte, wo aber das Paket geblieben ſey wußte ſie nicht. „Wenn Sie Ihren Koffer ganz durchgeſehen haben, Blanka!“ ſagte ſie.

Das hatte ich nicht. Wir machten uns ſogleich bei den Koffer, und ich fand unten im Koffer ein verſiegeltes Käſtchen, was ein Paket Papiere enthielt. Die Aufſchrift hieß: für meine Blanka, wenn ſie neunzehn Jahre alt iſt.

Ich küßte die Handſchrift meiner Mut und — da ich zwanzig Jahre alt bin, eröffnete ich das Paket mit Zittern, mit furchtſamer Scheu, was ich nun erfahren würde, ach, die Trauerbegebenheiten meiner edlen geliebten, unglücklichen Mutter!

Ich ſende ſie Dir, Regina, zum Leſen, da eben ein Weber nach Breslau fährt. Er bleibt einen Tag lang in Breslau, und ich erwarte ſie mit dieſem Mann zurück. Du ſiehſt, wie nöthig ſie mir ſind für meinen Bruder. Ich erwarte ſchon übermorgen oder einen Tag

ſpäter Herrn Hoppe zurück. Vergiß ja nicht, ſie mir zurückzuſenden!

Frau von Horrberg an ihre Tochter Blanka.

Wenn ich todt bin, mein geliebtes Kind, früher nicht, wirſt Du die unglücklichen Begebenheiten Deiner Mutter, die ich Dir aufzeichne, erfahren. Und doch, meine Blanka, ſchlage ich ehrfurchtsvoll und dankbar den Blick gen Himmel; denn ich war doch glücklich! Ich war Mutter; und werfe ich mein thränenvolles Auge auf Dich, die da am Boden ſitzt und mit Blumen ſpielt: ſo wallt in meinem Herzen, eben da ich mein Unglück niederſchreiben will, der ganze Himmel auf. Ich hebe meine Blanka empor, ich drücke ſie an mein Herz, und meine Thränen des Grams werden zu frohen, mütterlichen Freudenthränen. O ſey Du glücklich, meine Geliebte! Sey Du es ganz! Was

ich dazu beitragen kann, habe ich mütterlich gethan.

Ich war ſechszehn Jahre alt, auf dem Lande ſorgſam erzogen. In meiner ſtillen Bruſt ſchliefen alle Leidenſchaften. Mein Leben glich einer ſtillen, hellen, fruchtbaren Sommernacht, einem Bache, der unbekannt unter Blumen von Thal zu Thal ſtill und rein fortrieſelt, aber mein Herz war warm und unſchuldig. Ich ſah in meiner Einſamkeit keinen Mann. Nur ſchöne Träume voll Unſchuld bewegten ſanft mein Herz.

Wir reiſten aus Rußland nach Deutſchland. Mein Vater ſtammte aus Deutſchland. Er hatte dort eine Erbſchaft zu heben. Wir waren in Hannover in einer Geſellſchaft. Da wurde meinem Vater ein Verwandter vorgeſtellt unter dem Namen Salborn. Er hatte ein Recht auf die Erbſchaft, die mein Vater thun ſollte. Mein Vater hatte einen Widerwillen gegen ihn. Er hatte ihn nicht ſehen wollen.

Er trat mit einer muthigen Freimüthigkeit auf meinen Vater zu; ſein funkelndes Auge lächelte. „Ein feindſeliger Prozeß," hob er an — „Herr Baron, hat uns entzweiet; aber heute bin ich mündig, und heute trete ich mit einem frohen Herzen vor einen Mann, in deſſen Herzen mein Blut wallt."

O ich konnte nicht begreifen, wie mein Vater gegen dieſe Anrede kalt bleiben konnte! Er wies den jungen Mann, höflich zwar, aber mit Kälte zurück. Mein ganzes Herz war ihm entgegen geflogen, auch meiner Mutter Herz. Aber uns ſah er nicht.

Am andern Morgen ließ er ſich bei meinem Vater melden. Wir waren in einem Nebenzimmer, ich und meine Mutter, ſo daß wir jedes Wort, das geredet wurde, hören konnten.

„Mein theurer Oheim," ſagte er — „geſtern wurde ich kalt von Ihnen abgewieſen, heute komme ich deſto wärmer wieder. Gilt denn das Blut, das in unſern Adern wallt, nicht mehr, als alles

Gold der Erde? O mein Oheim, dieſe ehrwürdigen Züge meiner Mutter in ihrem Geſicht gebieten mir nur, fordern nur meine Liebe. Ich bin mündig, ich mache Sie, Sie den Bruder meiner Mutter, zum Richter des Prozeſſes."

Der Ton ſeiner Stimme war noch viel ſchmeichelnder als ſeine Worte. Meine Mutter drückte mir die Hand.

„Ich will nicht entſcheiden," ſagte mein Vater — „denn ich habe entſchieden. Meinen Sie, Neffe, ich würde einen Streit erheben, in dem ich meines Siegs und meiner Gerechtigkeit nicht gewiß wäre? Das Geſetz ſoll entſcheiden, nicht ich, nicht Sie. Ich will keinem Menſchen danken, was Recht iſt."

„O: und Ihnen dankte ich ſo gern, theurer Oheim, ſo gern!"

„Was? was denn, Neffe?"

„Irgend einen kleinen Beweis, daß Sie Ihre Schweſter, meine Mutter, noch liebten."

„So wollen Sie mich alſo fangen? Hat Ihnen Ihr Advokat das gerathen? Er fürchtet die Gerechtigkeit meiner Anſprüche.“

„O mein Gott, Oheim! Mein Advokat fürchtet nichts; aber ich zittere, mit einem Manne entzweit zu ſeyn, den meine Mutter mich lieben lehrte.“

„Wenn Sie mich achten, Herr von Salborn: ſo laſſen Sie die Geſetze entſcheiden! Das fodere ich!“

„Dann! auch das! Ihr Advokat hat Vergleichs-Anerbietungen gethan, ich nehme ſie an.“

„Ich nicht! Ich hatte ſie gethan. Man nahm ſie nicht an. Das iſt zu ſpät.“

„So thun Sie andere, die vortheilhafter für Sie ſind. Ich nehme ſie an.“

„Ich will jetzt keinen Vergleich, junger Menſch,“ ſagte mein Vater erbittert; er mochte fühlen, wie zweideutig die Rolle war, die er ſpielte. Er war ein edler Mann; aber der Prozeß hatte ihm Verdruß gemacht.

„Gut denn!“ Man hörte die Mühe, die Salborn ſich gab, ſeinen Unmuth zu unterdrücken. „Gut denn! um die Liebe meines theuern Mutterbruders, Sie haben den Prozeß gewonnen! Ich willige in alles, was Sie fodern wollen.“

Hier ſtutzte mein Vater. „Sie wollen mich,“ ſagte er mit einer großen Kälte — „Sie wollen mich demüthigen? Wenn Sie meiner Schweſter Sohn ſind: ſo erſuche ich Sie, den Prozeß ſeinen Gang gehen zu laſſen.“

Salborn bückte ſich und ging. Mein Vater ging unruhig das Zimmer auf und nieder. Er war in der That gedemüthigt.

Meine Mutter ſah meinen Vater mit ihrem ſchönen Lächeln an, womit ſie, glaube ich, die Qualen der Verdammten hätte beruhigen können. Mein Vater fiel ihr in die Arme, und ſagte: „Verzeih mir, Gute, die Wärme, worin mich dieſer verdammte Prozeß verſetzt hat! Ich habe dem jungen Menſchen Unrecht gethan. Das weiß ich! Aber wir werden uns verſtändigen, und daß der Prozeß fortgeht,

iſt mein feſter Ernſt. Ich will nicht Unrecht thun; aber auch nicht leiden. Die Sache iſt zu verwickelt, als daß ich entſcheiden könnte. Aber er ſoll auch nicht entſcheiden. Du wirſt ſehen, ich werde meiner Schweſter Sohn noch zu zärtlich in ihm finden. Glaube mir!"

Er umarmte meine Mutter mit vieler Güte, und ſetzte ſich in den Wagen, um nach Caſſel zu fahren, wo er Geſchäfte hatte, die ſeine lange Gegenwart foderten.

Am andern Morgen pochte jemand an die Thür, und Salborn tritt ins Zimmer, nach meinem Vater fragend. Meine Mutter ſagte ihm ſeine Abweſenheit.

„O meine Tante," rief er — „Sie werden gütiger ſeyn!"

„Wir können nicht gütiger ſeyn, liebſter Neffe, als es Ihr Oheim iſt. Glauben Sie mir, Sie werden ſehen, daß er ſeiner theuren Schweſter theuren Sohn mehr geliebt hat, als Sie glauben. Ehren Sie nur einige Tage lang die Gründe eines erfahrnen Mannes, der dem Rechte nichts vergiebt, was er freiwillig der

Großmuth und der Liebe geben wird. Sie hätten nicht ſo geſollt, er hätte ſo geſollt, wie Sie, fühlt er, und der Mann, der edle Mann, ſieht ſich nicht gern übertroffen von ſchneller Großmuth. Der Mann will nicht großmüthig ſeyn, wenn es ſcheinen könnte, er müßte; unſer Geſchlecht iſt nur großmüthig, wenn es von einer fremden Großmuth gerührt iſt."

„O meine Tante," ſagte er mit einer ſchönen Begeiſterung — „was hätte Sie denn jetzt gerührt? Was? Aber ich wußte es ja, daß ich eine große Frau würde kennen lernen."

Sieh, Blanka, bei dieſem Geſpräch war ich gegenwärtig. Ich ſah ihn, ich hörte ihn, ich begriff ihn, ich bewunderte ihn, ich liebte ihn.

„O mein Kouſin!" rief ich ſo begeiſtert als er, und ſchlug den Schleier von dem Geſicht weg; denn wir hatten eben ausfahren wollen.

Da ſah er mich an und fragte meine Mutter: „Das iſt? – "

„Meine Tochter Fedore."

Er ſtand vor mir, hatte meine beiden Hände ergriffen, ſah mir mit holdem, wie mich dünkte, entzücktem Blicke ſanft in die Augen, und ſagte: „O meine Mutter ſagte mir wohl: Lerne Sie nur erſt kennen, Deine edlen Verwandten in Rußland! Aber dieſes, dieſes, was ich hier ſehe, o das ſagte ſie nicht.“

„Sie beſchämen meine Fedora, lieber Guſtav, und das ſollten Sie nicht! Sehen Sie, ſie weiß nichts zu antworten!“

„Und weiß ich denn etwas zu ſagen, liebſte Tante? Müßte nicht hier die Beredtſamkeit ſelbſt verſtummen, und die Phantaſie zu einem ſtillen Gefühl der Ehrfurcht werden? O meine Kuſine Fedora, ich habe ſie oft in den ſchönſten Träumen geſehen; aber jetzt erſt erfahre ich, daß es Träume waren, geſtaltloſe Schatten der glänzenden Wahrheit.“

„Sie waren oft unſer Geſpräch, Guſtav, meines und Fedorens, wenn wir von Ihrem Frühlinge hier redeten. Sie freuete ſich ſo ſehr auf ihn.“

„Auf den Frühling?“ fragte er, mich noch immer betrachtend.

„Auf den Frühling, und auf Guſtav,“ ſagte meine Mutter. O ich mußte jetzt doppelt erröthen; denn wir hatten oft von ihm geredet, und in dieſem Augenblicke fiel mir ein, wie meiner Mutter Anſpielungen auf Guſtav gedeutet werden konnten. Mein Herz wallte. Ich ſchlug das Auge zu Boden.

„Es hat mir wehe gethan,“ fuhr meine Mutter fort — „daß dieſer unglückliche Prozeß mit dieſer Heftigkeit geführt werden mußte, den eine Unterredung mit Ihnen ſanft geendigt haben würde.“

„Er war ja geendigt, die Minute, da ich mündig war, liebſte Tante, ehe ich Sie noch ſah.“

Ach, Blanka, Blanka, er hatte mein ganzes wallendes Herz, meine ganze Liebe!

Meine Mutter fand gar keine Schwierigkeit darin, ſeine Beſuche anzunehmen. Sie geſtand mir mit mütterlicher Freude,

daß

daß wir für einander beſtimmt geweſen wären, ehe der Prezeß angegangen war, und ich drückte das glühende Geſicht an ihren Buſen, und die zitternden Arme um ihren Hals.

Er liebte mich. Die Güte meiner Mutter gab ihm den Muth, mir es zu ſagen, und meine Augen füllten ſich mit den Perlen der Liebe, meine Seele mit dem Himmel und meine Lippen mit geſtehenden Seufzern.

Da kam mein Vater zurück. Im erſten Momente, da er angekommen war, kam auch ſein Advokat, und brachte ihm die Sentenz des Oberappellazionsgerichts. Er hatte den Prozeß vollkommen gewonnen.

„Vollkommen?“ rief mein Vater erſtaunt. — „Vollkommen?“

„Ganz vollkommen, Herr Baron!“

„Das iſt unmöglich, das iſt ja ganz unmöglich! Meinem Neffen geſchieht Unrecht!“

Der Advokat lächelte. „Das gewiß nicht, Herr Baron!“

Mein Vater verlangte eine Erklärung, und es kam nun heraus, daß Guſtav den Prozeß hatte verlieren wollen. Ich ſah meine Mutter lächelnd an, und dachte wunder, in welche Bewunderung mein Vater gerathen ſollte. Allein es that eine ganz entgegen geſetzte Wirkung auf meinen Vater.

„Iſt der Burſche toll?“ rief er — „will er mich zum Narren machen? oder meint der junge Menſch, er will einen habſüchtigen Bettler, oder einen ungerechten Geizhals mit dieſer entehrenden Großmuth abweiſen? Meinſt Du, junger Menſch? meinſt Du?“

Meine Mutter fiel ein. „Wenn Du nicht fühlſt,“ rief mein Vater mit blitzenden Augen — „daß dieſer junge Menſch mich wie ein Kind oder einen Bettler behandelt: — ſo fühl ich's, Gottlob! Habt ihr ihn geſprochen?“

„Alle Tage, lieber Mann! alle Tage! Was noch mehr, liebſter Baron —“

„Was noch mehr? Ich will nicht hoffen,“ rief er zornig — „daß Du unvor-

ſichtig genug geweſen wäreſt, Dein Kind an einen hochmüthigen Narren auszuſetzen. Ich ſetze meine Ehre Euch zu Pfande; er ſieht uns nicht wieder."

Ich erblaßte, meine Mutter erblaßte; denn wir wußten beide, wie unverbrüchlich mein Vater auf ſein Ehrenwort hielt. Ich ſchwankte in meiner Mutter Arme, mein Vater lief in ſein Kabinet, er ſchrieb ſeinem Neffen. Er ſchrieb in der Erbitterung ſeines heftigſten Zornes. Er ſchrieb an das Oberappellazionsgericht, legte alle Urkunden bei, alle verhandelten Akten, erklärte dem Gerichte die Thorheit ſeines Neffen, und bat um die Entſcheidung dieſes ſeltſamen Prozeſſes, den Niemand gewinnen wollte.

Uns kündigte er auf Morgen unſre Abreiſe an. Meine Mutter fiel in meines Vaters Arme, vergebens. Ich warf mich zu ſeinen Füßen, vergebens. Er hatte ſeine Ehre verpfändet, und ich mußte das Opfer eines unbedachten Schwurs werden.

Guſtav ließ ſich melden, und wurde abgewieſen. Ich war in Verzweifelung.

Am Abend ſpät öffnete meine Mutter die Thür meines Zimmers, und trat mit Guſtav herein. Ich flog in ſeine Arme. Ich dachte, der Sieg wäre erfochten. Meine Mutter ſagte: „Ja, Sie ſollen Fedoren Lebewohl ſagen. Das kann das väterliche Anſehen der Liebe nicht wehren. Aber Hoffnung, mein Sohn, faſſe nicht! Du biſt ein edler Menſch. Laß die Zeit Eure Liebe, und Euren Schmerz verhüllen, wenn ſie ihn nicht verlöſchen kann. Bringt die Zeit eine Hoffnung — ach Gott, woher denn? — ſo werde ich Ihnen ſchreiben."

Er faßte meine Hand, und ſagte feierlich: „Was auch das Geſchick über Fedoren beſtimmt haben mag: ich zum mindeſten kann frei wählen, und ſo wähle ich eine ewige Treue, eine ewige Liebe für Fedoren. Der ungerechte Zorn eines harten Vaters mag die Tochter zum Elende verdammen; aber ich achte ſeinen Zorn nicht. Keine Macht ſoll mich abhal-

ten, meiner Fedore überall zu folgen; überall an ihrer Seite zu ſeyn, ſie überall, ſo bald ſie mir winkt, in meinen Schutz zu nehmen, gegen Vater, gegen jede Gewalt, gegen jeden Menſchen. Und nun, meine Fedore, lebe wohl! Du ſieheſt mich überall wieder. Ich habe Geld, ich habe ein Herz, ich habe ein Leben, meine und Deine Rechte, meine und Deine Liebe zu verfechten. Wenn Du mir jetzt Deine Hand reichſt: ſo gehe ich mit Dir, wohin Du willſt.“

Meine Mutter trat zwiſchen uns. „Guſtav,“ ſagte ſie — „Du haſt das Geſchick gegen Dein Glück in feierlichen Gelübden aufgefordert —“

„Das habe ich! Ja, das habe ich! Und bricht Ein Gedanke meiner Seele dieſen Eid: ſo fliehe alles, was ſchön iſt und tröſtend mein Leben: ſo fliehe die Hoffnung mich, die keine athmende Bruſt verläßt: ſo verlöſche die Liebe gegen Fedoren, mein heiligſtes Gut, in meinem Herzen: ſo verlöſchen alle Gefühle der Freude in meinem Seyn, und nur alle Gefühle

des Schmerzens, des Schreckens, geheimer Schauer werden rege in meiner Seele!“

„O ſchrecklicher Menſch!“ rief meine Mutter.

„O ſchreckliches Geſchick!“ rief er.

„O verwünſche Dein Daſeyn, fordere das Geſchick gegen Dich auf; aber ſchone der geliebten Fedore! Raube ihr die Geiſter des Friedens nicht, die jetzt ihr Leben noch begleiten. Verleite ſie zu keinen Eiden, die gleich ſchwer ihr zu halten und zu brechen wären.“

Er ſah meine Mutter mit wilden Blicken an. „Meine Geliebte,“ ſagte er dann, vor mir nieder knieend — „Du ſiehſt mich wieder.“ Er riß von meinem Haar ein rothes Band, wand das um ſeinen Arm, und ſagte: „Hieran erkenneſt Du mich. Und trage ich es nicht: ſo habe ich meiner Eide vergeſſen. Lebe wohl!“

Er verließ das Zimmer, und ich ſchwankend und ohnmächtig fiel in meiner Mut-

ter Arme, die vergebens mich zu tröſten verſuchte.

Fortſetzung.

Wir reiſten ab. Ich mit einem Herzen voll unendlicher Liebe. Schon in Berlin ſah ich ihn wieder. Er trat mir ſtumm im Thiergarten entgegen. Ich redete ihn lächelnd, aber tief erſchüttert an, obgleich meine Mutter gegenwärtig war. Meine Mutter trat zu uns. „Ich erkenne," ſagte ſie ſanft bittend — „den edlen Guſtav hier nicht."

„Ich bin ſtumm, ſo lange Fedore mich nicht auffordert. Fordert ſie mich: ſo mögen ſelbſt Sie von mir ſagen, was Ihnen gut dünkt! Fedore!" Ich ſchlug die Augen nieder, und er entfernte ſich.

Ich ſah ihn ſo in Königsberg; in Polangen kam er mir am ruſſiſchen Schlagbaum mit dem Koſaken entgegen, ſtumm, mich betrachtend. Ich lächelte ihm

zu. Mein Vater erkannte ihn nicht. Ich erkannte ihn an dem rothen Bande. Er hatte ſich verſtellt. Mein Vater ließ ſeine Päſſe unterſchreiben. Er ſagte mir: „Fedore, gieb mir ein Zeichen, ſo lange Dein Herz mein iſt.“ Ich reichte ihm die Hand. „Soll das Dein Zeichen ſeyn?“ fragte er. Ich nickte.

In Petersburg ſtand er mit einer brennenden Fackel vor unſerm Hauſe, da wir ausſtiegen. Ich berührte ſeine Hand beim Hineingehen.

Hier lernte mich der Baron Horrberg kennen. Ein wilder Menſch, voll ſtarker Leidenſchaften, erzogen unter Leibeignen auf ſeinen reichen Gütern, herriſch, eiferſüchtig, kalt von Wort und Anſehen, innerlich brennend vor Leidenſchaft. Er hatte meinem Vater einen bedeutenden Dienſt geleiſtet. Mein Vater achtete ſeine Furchtloſigkeit, ſein feſter Charakter ſchien ihm ein edler. Das war er nicht.

Er ſah mich, und eine heftige wilde Liebe ergriff ſein Herz. Aber er war ſtumm. Sein Auge hing auf mir mit fin-

ſtern, Unheil prophezeihenden Blicken. Er war eiferſüchtig auf jeden, mit dem ich ein Wort redete, ohne mir ſeine Liebe geſagt zu haben. Ich zitterte vor ſeinen dunkeln Blicken, mit denen er mich betrachtete.

Mein Vater wurde in eine Hofintrigue verwickelt, ohne ſeine Schuld. Sie brach aus, und mein Vater wurde nach Twer verwieſen. Wir mußten abreiſen. Mein Vater war in Verzweiflung. Lange hatte ich Guſtav nicht geſehen. Eine Meile von Petersburg kam er in Geſellſchaft des Kabinetskuriers, der uns begleiten mußte, an unſern Wagen. Ich erkannte ihn, trotz ſeines großen Knebelbarts, der ſein ganzes Untergeſicht verhüllte, an dem rothen Bande um ſeinen Arm.

Ich reichte ihm unbemerkt, da mein Vater aus dem andern Fenſter mit ſeinem Begleiter redete, die Hand. Er begleitete uns bis nach Twer. O hätte ich ihn noch nicht geliebt: ſo hätte dieſe treue Liebe noch ....

mein Herz rühren müſſen. Meine Mutter hatte ihn zuletzt doch auch erkannt.

Ach, ſie hielt meinetwegen eine rührende Unterredung mit meinem Vater. „Willſt Du nicht zum mindeſten Deine Tochter retten?"

„Wohin?" fragte er finſter.

„Nach Deutſchland."

„Wohin dann? Was ſoll ſie da?"

„Deiner Schweſter Sohn, Guſtav, lieber Mann —"

„Ich bin unglücklich; aber entehren will ich mich nicht. Ich habe meine Ehre verpfändet."

„Und wenn eine unüberwindliche Neigung unſers Kindes um —"

„Unüberwindlich iſt nichts am Menſchen, als der Wille, und an dem Edlen die Ehre."

„O mein geliebter Gemahl, ſo iſt der Mann! An dem Weibe iſt die Liebe unüberwindlich; denn damit allein ſtattete die Natur unſer Weſen aus."

„Du haſt Recht, Frau!" rief er mit blitzenden Augen — „aber die Natur

wollte etwas Anders, als einen Roman. Ich verſtehe mich auf die Weiber; denn ſonſt müßte nie eine Liebe erloſchen ſeyn.“

Ach, er war nicht zu beugen! Ich mußte unglücklich werden. „Du mußt vergeſſen, Fedore!“ ſagte meine Mutter, ihre Arme um mich ſchlagend.

Mein Vater verſank in den tiefſten Unmuth, in die finſterſte Verzweiflung; denn alle Mittel, die er anwendete, die Verbannung zu endigen, ſchlugen fehl.

Da ſtürzte der Baron Horrberg in unſer Zimmer. Er ſtürzte wild in meines Vaters Arme. „Waſilei,“ rief er im jauchzenden, wilden Tone — „Du biſt frei! Es iſt mir gelungen! Frei! frei! Und wäre es mir nicht gelungen: ſo hätte ich Dich mit meinem Leben aus Rußland herausgeſtohlen. Aber frei! frei!“

Mein Vater hing ſtarr in ſeinen Armen, nur Thränen, die aus den erloſchenen Augen tropften, verkündigten ſein Leben. Horrbergs Augen blitzten vor Triumph. Ich dankte Gott; denn keiner

ſeiner Blicke traf mich, obgleich meine Mutter mit einem Blicke auf mich erblaßte.

„Der Kurier,“ rief Horrberg — „mit dem Senatsbefehl iſt hinter mir; aber der Kerl weiß nicht, was eine Minute Gefängniß iſt: eine Seele für Ketten und Fußblöcke geboren, ſonſt hätte der Sclav nicht ſo getrödelt! Ich konnte nicht mehr zögern. Ich bot ihm Geld. Ich flog endlich voran, um eine Stunde früher Dir das Wort Freiheit! zuzurufen. Freiheit, Waſilei! Freiheit!“

Mein armer Vater taumelte in ſeine Arme, und lag lang an des rettenden Freundes Buſen. Dann hob die ganze Seele ſich mächtig empor. „Freiheit!“ rief er — „Horrberg, Dir muß ich ſie danken! Wie fingeſt Du es an?“

„Feile, elende Sclavenſeelen, ich ſchlug ſie in goldene Feſſeln. Hier ſchmeichelte ich — o das kannſt Du mir nie vergelten, Waſilei! — dort drohete ich. Das that ich gern, und ſchwor in meinem Herzen, alle die Drohungen zu erfüllen, die ich nur zum Täuſchen machte.

Ich vertheilte Gold, alles; denn ich liebe Dich. Nun biſt Du frei!“

„Wie vergelt ich's, Horrberg?“

„Was vergelten! Thäteſt Du nicht daſſelbe? Doch Du kannſt vergelten, gieb mir Fedoren zum Weibe!“

„Sie iſt Dein!“ rief mein Vater, ihn triumphirend umarmend — „und verlangte der Thronerbe ſie, und böte ihr die Krone des Reichs: ſo iſt ſie Dein! Die Welt mag mich ehrlos nennen, wenn ſie nicht Dein iſt!“

Da, ach meine Tochter, da hielt ich mich an dem Thürpfoſten, um nicht niederzuſinken. Der Tag wurde Nacht, das Leben ein Grab, jeder Athemzug ein tödtlicher Schauer, und jeder Herzensſchlag ein Dolchſtoß.

Da drang der wilde Mann auf mich zu, faßte mich in ſeine Arme, drückte ſeine brennenden Lippen auf meine, und da ich mich erholte von meiner Ohnmacht, lag ich in ſeinen Armen.

Da brachte der Kurier den Senatsbefehl unſerer Freiheit, und meines Unglücks.

Mein Vater ſchrieb auf die weißen Blätter des Befehls meinen Heirathskontrakt, mit Freudenthränen in Augen. Er unterſchrieb, meine Mutter nahm mit zitternder Hand die Feder und unterzeichnete mit einem Seufzer, der meine Seele zerbrach.

Dann unterzeichnete Horrberg mit lautem Gejauchze. „Fedore!" rief mein Vater — „Deinen Namen!" Ich ſtand, ich ſchwankte, ich warf einen Blick auf meinem Vater, dann auf meine Mutter.

„So raſch?" ſagte meine Mutter — „Das hat ſie erſchreckt! Sie iſt ein Mädchen! Gebt ihr Zeit!"

„Sie kann ja den Namen, wenn auch mit zitternder Hand, unterſchreiben. Sie ſollte es mit frohem Zittern thun!" rief mein Vater höchſt unmuthig. — „Verdient der Retter meines Hauſes weniger? Schreib!"

Ich ſchrieb mit zitternder Hand den Namen neben dem Namen Horrberg.

„Nun fehlt der Pope," rief Horrberg, mich in ſeine Arme preſſend — „zum Einſegnen, und ich bin Dein Sohn?"

„Nein, Horrberg," fiel meine Mutter ein — „Das ſoll nicht ſeyn! An dem Orte unſers Unglücks ſoll kein Freudenfeſt unſers Hauſes gefeiert werden."

„Das ſoll es aber," rief Horrberg — „damit ein Ort des Glücks daraus wird, nicht wahr, Waſilei?"

„Das ſoll es!" rief mein Vater. Meine Mutter konnte kaum für mich einen Aufſchub bis zum andern Tag erhalten. Die Nachricht unſerer Freiheit verbreitete ſich, mein Vater erhielt Glückwünſchungsbeſuche; ich ſaß auf meinem Zimmerchen, das Herz aufgelöſt in Gram und Verzweiflung."

Da that die Thür ſich auf, und Guſtav trat in mein Zimmer. Ach, wie war ich erſchüttert! Er blieb ſtumm vor mir ſtehen. Ich warf einen Blick auf ihn; aber ich reichte ihm die Hand nicht.

„Auch Dein Herz hat er, Fedore, der wilde Menſch?“ fragte er.

Ich ſchlug tiefer das Haupt nieder, und ſchwieg.

„Auch Dein Herz?“ fragte er noch einmal.

„O er ſollte es haben; denn Guſtav, er hat meine Hand! Er iſt der Retter meines Vaters, mein Retter. Mein Vater befahl. Was, ſage was konnte ich thun?“

„Denk meines Eides, Fedore! Winkſt Du mir: ſo fliege ich in Deine Arme. Pferde ſind bereit, der Plan gemacht. Dich ſoll Niemand finden. Ich habe für alles geſorgt, Fedore! Ich halte meinen Eid!“

„Nein, Guſtav, ich habe ja unterſchrieben!“

„Gezwungen!“

„Gezwungen oder nicht, ich habe unterſchrieben. Ich habe die Thränen meines Vaters geſehen, den Retter ſeines Glücks.“

Gu-

Guſtav ſchwieg. Dann ſagte er langſam, erblaſſend: „Und auch Dein Herz iſt ſein?“

„Nein, Guſtav“ rief ich, ihm meine Hand gebend — „mein Herz iſt ewig Dein!“

Er drückte meine Hand auf ſeine Bruſt. Dann ſagte er leiſe: „Horrberg iſt roh, wild, grauſam, herrſchſüchtig. Ueber Deine Hand hatte nur die Liebe Rechte, nicht der rauhe Wille eines Vaters. Ich aber bin Dein, Fedore! Dein! Dein! Und wenn dieſer wilde Menſch, ach, der Dich nicht kennt, der Dich nicht lieben kann, Dich mißhandelt, dann bin ich da, Dich zu retten! Meine Eide halte ich. Ich bin Dein, ſo lange ich lebe, Fedore!“

„Haſt Du überlegt?“ fragte er noch einmal.

„Ja, Guſtav, alles! Es muß ſo ſeyn! Ich kann nicht anders! Meine Mutter würde das Opfer meiner Flucht. Mein Vater hat geſchworen, und er hält ſeine Schwüre, wie Du. Horrberg iſt un-

ſer Retter! Aber faß noch einmal dieſe Hand, und nun geh!“

Er faßte meine Hand und ging. Ich durchwachte die Nacht mit Thränen. Am andern Morgen ſchmückte mich meine Mutter. Sie bewunderte meine Faſſung. „Geſtern, Mutter, geſtern war der ſchwere Augenblick. Heute iſt alles beſſer! Ich habe Guſtav geſprochen!“

„Unglückliche!“

„Es war alles bereit zu einer ſichern Flucht; aber — aber — o Gott! ich hatte eine Mutter!“ Ich fiel zu ihren Füßen. O welch ein Augenblick, meine Blanka! An dem Herzen einer gütigen Mutter fand ich den Muth zu dem heutigen Tage. Ich ging hinab mit dem Brautkranz geſchmückt. Ich ging an Horrbergs Arm in die Kirche. Ich ſchlug mein Auge nicht auf; denn ich fürchtete Guſtav unter den Zuſchauern zu ſehen.

Der Pope legte unſere Hände zuſammen, und ich war nun das Weib dieſes ehrlichen, aber wilden Mannes; ach, ich war gar nicht glücklich!

Ich gebahr meinen Sohn Alexander. Ich hatte nicht glücklich gelebt, aber doch ruhig. Dieſer Tag machte mich unglücklich. Die Seligkeit des Muttergefühls ſank wie ein neues Leben in meine Seele, und machte mich heiter. Ich lebte mit meinem Manne auf ſeinen Gütern. An dem Tauftage meines Sohnes kamen meine Eltern aus Petersburg. Meine Mutter knieete vor Gott, da ſie mich ſo heiter, ſo fröhlich ſah, und dankte dem Himmel, daß alles ſo glücklich vorübergegangen, was ſo dunkel, ſo unglück-ſchwanger ſchien.

Sie fragte mich, ob ich Salborn wieder geſehen hätte Ich hatte ihn nicht wiedergeſehen, ſeit meinem Hochzeittage. Mein Vater und mein Mann tranken auf das Wohl des Enkels und des Sohnes; und in der Freude des halben Rauſches, fragte mein Vater meine Mutter: „Nun denn, wer verſtand ſich beſſer auf des Mädchens Herz, ich oder Du?"

„Meine Mutter erröthete und beugte aus. „Nein, nein! aber ſo ſeyd Ihr

Weiber: keine Antwort, wenn Ihr ertappt ſeyd! Iſt Fedore nicht glücklich geworden? Hat ſie nicht vergeſſen? Sprich!"

Horrberg fragte: was ich vergeſſen haben ſollte.

„He! Horrberg!" rief mein Vater freudig — „es war nicht alles klar damals in Twer. In dem Herzen meiner Fedore hatte ſich ein Liebhaber eingeniſtelt, wie's zu gehen pflegt, mein Neffe, ein Herr von Salborn aus Hannover. Von dieſer Liebe behauptete Deine Schwiegermutter, ſie ſey unüberwindlich. Ich habe ihr nun gezeigt, daß nichts unüberwindlich iſt, als das Wort eines Mannes."

Horrberg ſchwieg; aber mit einem finſtern Geſichte, was meine Mutter mit Angſt geſehen hatte.

Nach der Abreiſe meiner Eltern kam er zu mir, und fragte mit tief gerunzelter Stirn: „Wer war dieſer Salborn?"

Ich erzählte mit leichten Zügen, daß ich ihn in Hannover kennen gelernt, daß

er mir in der Kindheit zum Gemahl beſtimmt geweſen, daß der Prozeß aber die Verbindung zerriſſen hätte.

„Und Du haſt ihn ſeit dem,“ fragte er finſter — „nicht wieder geſehen?“

„Seit unſerer Verheirathung nicht.“

Er ſah mich ſtarr an. Dann ſagte er langſam: „Ich bin eiferſüchtig, troß dem Mohren, den wir in Petersburg aufführen ſahen. Du haſt ihn ſeit unſerer Verheirathung nicht wieder geſehen? O hölliſche Verdammniß! denn ſieh, Fedore, ich leide ſie ſchon jetzt. Aber ſchwöre, ich will Dir glauben! ſchwöre bei dem Wohl Deines Sohnes, Du haſt ihn nicht wieder geſehen, ſeit Du meine Frau biſt!“

„Bei dem Leben dieſes theuren Kindes, bei ſeinem Heil ſchwöre ich Dir, ich habe ihn ſeit dem nicht wieder geſehen!“

„Seit wann?“ fragte er auffahrend, und fürchterlich lachend.

„Seit unſerer Verheirathung.“

„Halt! enthält das Wort keine Falle, kein Netz für den gutmüthigen Ehemann?“

Ich ſchwor, wie er es wollte. „Aber ſieh, Fedore," ſagte er — „erſcheint er Dir irgendwo, wo es ſey: ſo ſag es mir ſogleich. Und wenn nur im Traum! Himmel, im Traum? Wie? ein Weib wagt von einem fremden Manne zu träumen? Du wagſt es? Du? ſo warſt Du tauſendmal treulos; denn was iſt ein Traum anders, als die treuloſe Begierde? Sprich! antworte!"

„Ich träume niemals, lieber Mann!"

„Aber wenn Du träumteſt, alſo?"

„Ich denke nie an ihn, wie wollt' ich von ihm träumen?"

Er ſah mich furchtbar an, mit durchdringendem Blicke. Ich zitterte.

Das war unſere erſte Unterredung, Blanka, und alle Tage wurden ſie bitterer. Die heftigſte Mißlaune trat an die Stelle der Liebe; die wüthenſte Eiferſucht wurde der Plagegeiſt meines Lebens. Ich kam nicht mehr aus meinem Hauſe, ſelten in den Garten. Die Augen aller ſeiner Leute hüteten mich. O es iſt entſetzlich, den Zungen dieſer Leute ſich Preis

gegeben zu ſehen! Kein Fremder durfte ſich um unſer Haus ſehen laſſen: ſo ging mein Mann mit einer geladenen Büchſe hinaus, ihn zu ermorden. Mein Leben war eine anhaltende Angſt für Guſtavs Leben; denn ich wußte ja, er würde mich nicht verlaſſen. Er mußte hören, zu welcher Sclaverei ich verdammt war. Er hatte geſchworen, mein Beſchützer zu ſeyn. Ich wagte es nicht mehr, mein Zimmer zu verlaſſen.

Aber das alles machte Horrbergen nur noch eiferſüchtiger.

So hatte ich ein Jahr gelebt in dem Abgrunde des Elends. Da wurde das heilige Dreikönigsfeſt gefeiert, das größte in Rußland. Meines Mannes Unterthanen tanzten. Ich mußte hinab, um bei dem Feſte nicht zu fehlen. An meiner Seite ſtand in dem Saale ein Jude mit ſeidenen Bändern; aber ich ſah ihn nicht; denn mein Auge heftete ſich mitten in der allgemeinen Freude auf den Boden.

Horrberg befahl mir, Band zu kaufen, und unter unſern Leuten zu verthei-

ſen. Ich hob mein Auge, und ich erkannte an dem rothen Baude um den Arm Guſtav. Er war der Jude. Ein Glück war es, daß mein Mann mein erblaſſendes Geſicht nicht ſehen konnte. Ich nahm eine Menge Bänder aus ſeinem Kaſten. Guſtav zeigte auf ein Papier in dem Kaſten, das unter den Bändern lag. Ich nahm es, und verließ ihn, die Bänder zu vertheilen. Guſtav war verſchwunden, da ich mich umkehrte.

Ich verließ den Tanzſaal, und las das Papier. Es enthielt die Worte: „Horrberg hat Dich unglücklich gemacht, Fedore! Ich bin zu Deiner Rettung hier. Ich kenne ſeine Eiferſucht; aber ſey unbeſorgt; Deine neue Sklavin Paulowna iſt mir und Dir treu. Ihr darfſt Du kühn trauen. Ich habe daß Mädchen aus den Armen des Todes gerettet. Sie iſt treu. Ich hoffe durch ſie auf Antwort."

„Himmel! o Himmel!" rief ich zitternd — „ſo weiß Ein Menſch mehr als er und ich das ſchreckliche Geheimniß?" Und doch mußte ich antworten, wenn er

nicht unvorſichtiger werden ſollte. Ich ließ Paulowna kommen. Sie warf ſich zu meinen Füßen, da ich ſie mit Thränen betrachtete. „Du weißt, Paulowna," ſagte ich —

„O er iſt ein Engel und kein Menſch! Gebieterin, ich bin treu; denn daß ich lebe, that er!"

„Warum gab er Dir das Papier nicht?"

„Weil er fürchtete, Du möchteſt glauben, ich ſey des Herrn Kundſchafterin."

„Wo ſprachſt Du ihn?"

„Nicht ich, mein Vater ſpricht ihn, bei dem lebt er im Walde ſchon ſeit einem Jahre. Niemand kennt ihn. Niemand kommt dahin, Niemand ſucht ihn dort."

Ich ſchrieb ihm: „O Guſtav! welche ſchreckliche Augenblicke haben Sie mir gemacht! Das einzige, warum ich Sie bitten kann, iſt: verlaſſen Sie dieſe Gegend! Mein Mann würde Ihr Mörder und meiner, wenn er wüßte, Sie lebten in meiner Nähe. Das iſt's, was allein mein Leben beruhigen kann. F."

Paulowna brachte mir nach ein paar Tagen ein Billet mit den Worten: „Ich verlaſſe die Gegend; aber nicht Dich, Fedore! Es kann ein Augenblick kommen, wo Du des Schutzes eines Mannes gegen Deinen Tyrannen bedürfteſt. Und ſo leb wohl!“

Ich hörte nichts weiter von ihm.

Einige Zeit darauf irrt mein Mann auf der Jagd im dicken Walde. Mein böſer Genius führt ihn zu der Hütte von Paulownas Vater. Er findet Mann und Weib nicht, nur Paulownas Bruder, einen Knaben von ſechs Jahren. Das Kind nennt Hütte und den Namen ſeines Vaters.

Horrberg ſetzt ſich vor die Hütte, die Zurückkunft des Beſitzers zu erwarten, und plaudert mit dem Kinde.

Das Kind erzählt irgend einen Umſtand, und ſetzt hinzu: „Der Vater ging mit dem Fremden, der hier heimlich bei uns war; ein reicher, reicher Mann; aber er zog Vaters Kleider an, wenn er ausging.“

Horrberg ſtutzt, und frägt weiter. Der Knabe erzählt, was er weiß, von dem jungen Manne, der immer weggekrochen wäre, wenn Jemand gekommen, der dem Vater viel Geld gegeben, und daß Schweſter Paulowna im Schloſſe ihn auch gekannt hätte.

Mein Mann tritt in die Hütte, durchſucht alles, findet Papier, Feder, ein paar Tropfen Tinte, und iſt außer ſich vor Wuth, die er aber verbirgt. Er wartet die Ankunft des Mannes ab, läßt ſich den Weg aus dem Walde zeigen, und kam zu Hauſe.

Ich weiß nicht, wie mir wurde, da ich ſein bleiches Geſicht ſah, mit den wilden Augen, die er lächelnd auf mich richtete; aber er ſagte nichts. Sein Benehmen wurde nun ungleich, bald bitter, bald kalt, bald wieder faſt ſpöttiſch zärtlich, dann in ſich gekehrt und ſtumm. Ich wußte es nicht zu deuten.

Paulowna machte ein Vergehen. Mein Mann gerieth in einen heftigen Zorn, und ſie ſollte auf der Stelle zu ih-

rem Vater. Er betrachtete mich, die gegenwärtig war. Sein Blick ſchien mir zu ſagen: ich ſollte für das Mädchen bitten; denn ihr geſchah Unrecht.

Ich bat für ſie, ich bat, mir das Mädchen zu laſſen. Aber mein Mann ſah mich mit finſtern Blicken an, dann das Mädchen. Sie mußte auf der Stelle fort zu dem Vater in den Wald.

Da, da gebahr ich Dich, meine Blanka. Auch Dein Daseyn erheiterte Deinen Vater nicht. Er betrachtete Dich mit finſtern Blicken, da man Dich auf ſeine Arme legte. Ohne ein Wort zu ſagen, gab er ſeine Tochter mir zurück. Ach, ich ahnete nicht, welche abſcheuliche Vorſtellungen in ſeiner Seele zu blutgierigen Entſchlüſſen wurden!

Der Zweifel lag in ſeiner Seele, ob Du ſeine Tochter wäreſt. Noch einige Monate — ſchreckliche Monate! — ging er finſter um mich her. Oft verglich er Deine Züge mit den Zügen Deines Bruders, lange, lange, mit trüben, dunkeln, Unheil ankündigenden Blicken.

Nun war ſein Plan gemacht.

Er ließ mich allein, und reiſte ab.

Paulowna's Vater und Mutter mußten mit ihm. Er fuhr nach einem Gute, das in einer tiefen Einſamkeit, mitten in undurchdringlichen Wäldern liegt, ehemals ein altes Gefängniß.

Er ließ den Vater zu ſich in den Saal kommen. Zwei geladene Piſtolen lagen auf dem Tiſche. Zitternd ſtand der Leibeigene vor ſeinem Herrn, der finſtre, drohende Blicke auf ihn warf.

„Wie lange iſt es,“ frägt er — „daß der Fremde, der in Deiner Hütte mit Dir gewohnt hat, fort iſt?“

Der Mann erblaßt, und weiß nicht, was er ſagen ſoll.

„Die erſte Unwahrheit, die über Deine Lippen kommt, iſt Dein Tod!“ Er nimmt beide Piſtolen vom Tiſche.

„Es iſt ein Jahr ohngefähr.“

Horrberg rechnet. „Ganz Recht!“ ruft er im vollen Grimm — „meine Schande iſt gewiß! Wer war er?“

„Das weiß ich nicht, Herr, und müßte ich ſterben: ſo ſterbe ich mit der Wahrheit auf den Lippen, und Gott iſt gnädig.“

„Wie lange war er bei Dir?“

„Etwan drei Monate; aber er war ſchon länger in der Gegend. Er rettete meine Paulowna aus den Klauen eines Wolfes, und brachte die Arme, Gerettete zu uns. Da blieb er. Er that uns wohl, er machte uns reich. Er war fromm.“

„Was war ſeine Abſicht? Warum blieb er bei Dir?“

„Das weiß ich nicht, Herr! O Herr, Herr! Gott zeuge mir's, ich weiß es nicht!“

„So weiß ich's. Er wollte meine Frau ſprechen. Schrieb er nicht Briefe?“

„So viel ich weiß, zwei oder drei.“

„Wer trug die Briefe?“

Hier erblaßte der Vater, und ſank auf die Knie.

„Ich will nur Wahrheit. Es geſchieht Euch allen nichts, wenn ihr die Wahrheit ſagt. Deine Tochter Paulowna trug die Briefe?“

„Ja, Herr zwei, nur zwei.“

„Und brachte die Antworten?“

„Ja, Herr, ja! einmal nur; aber wußten wir Armen denn, was die Briefe enthielten?“

„Sprach er ſie oft? ich meine, meine Frau?“

„Nur einmal, das ich weiß, als Jude verkleidet, auf dem Dreikönigsfeſte. Das hatte ihm Paulowna geſagt, da mußte die Frau hinab zu den Leuten.“

„O barmherziger Himmel! O gräßliche, ſchändliche Metze! Einmal? ſagſt Du? Einmal? Ging er oft aus?“

„Ja, Herr, er ſchweifte Nachts um das Schloß her.“

Jetzt wurde Mutter und Tochter gerufen. Sie beſtätigten, was der Vater ausgeſagt hatte. Paulowna behauptete mit einem edlen Muthe meine Unſchuld. Horrberg ſchwieg, mehr war nicht aus den drei Menſchen herauszubringen.

Er übergab dieſe drei Leute dem Aufſeher des Gutes zur ſtrengen Verwahrung, und reiſte ab.

Er kàm zurück. Ich flog ihm entgegen. Er ging neben mir weg, ohne mich anzuſehen, ohne ein Wort mit mir zu reden. So lebten wir noch acht Tage. Seine Blicke waren dunkel, unheilweißagend, wild, blutgierig. Da kam die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Die Nachricht brachte ihn zu einem Lächeln, das mir vorkam, als ein Todesurtheil.

Nach einigen Tagen ſtand er auf ein' mal vor mir, und fragte mit finſterer Stimme: „Du haſt ihn alſo nach unſerer Verheirathung nicht wieder geſehen?“ Da ſchoß die Röthe der Schuld über mein Geſicht; aber ich ſagte, was ich ſagen konnte; denn ich hatte ihn nicht angeſehen, obwohl er vor mir ſtand; „Nein! ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen!“

„Ja!“ rief er — „ja! und ſo ſage mir, was verdient denn auch ein Weib, das ihrem Mann ungetreu iſt?“

„Den Tod, verdient ſie,“ rief ich — „den Tod, lieber Mann! So kann ich

ſagen; denn nicht ein Gedanke von mir war Dir ungetreu.

Er verließ mich ohne Antwort.

„Wir müſſen Deine Mutter beſuchen,“ ſagte er nach einigen Tagen. „Du ſollſt ein Jahr bei ihr bleiben, ſie zu tröſten. Du ſollſt Deine Tochter mitnehmen.“ Er ſagte es gütig und ſanft.

Wir reiſten ab. Wir kamen auf einem Gute an, das wir ſelten beſuchten. Hier ſendete er alle ſeine Leute zurück, weil er von hier Pferde und Kutſcher nehmen wollte.

Den Tag darauf ſtieg ich mit ihm und meiner Tochter in einen halben Wagen, den er ſelbſt fuhr. Wir nahmen nicht einen Menſchen mit, als einen alten Mann, der ihm völlig ergeben und in allem ſein Vertrauter war. Wir kamen endlich den dritten Tag in einen Wald, wo wir den Weg verloren, und Abends an eine Hütte mit Stroh gedeckt, mitten im Walde.

Es war die Hütte von Paulowna's Vater, wo Guſtav gelebt hatte.

Es war etwas ſeltſames in dem Weſen meines Mannes, das ich nie gemerkt hatte. Er war ungewöhnlich weich und ſanft. Bei den Pferden und dem Wagen blieb der alte Bediente. Es war eine dunkle Nacht. Mein Mann ging auch, um, wie er ſagte, draußen für meine Sicherheit zu wachen. Er verſchloß die Thür; die kleinen Oeffnungen, die als Fenſter dienten, waren auch feſt verſchloſſen. Ich legte mich, dem Himmel dankend für die Milde meines Mannes endlich auf mein Lager, und entſchlief vor Müdigkeit von der langen Reiſe.

Auf einmal würde die Thür erbrochen, ich erwachte von dem Geräuſch, und die ganze Hütte ſtand in Flammen. Ein Mann, ich dachte Horrberg, drang durch die erbrochene Thür, ſtürzte die Paar Stufen, die zu meinem Schlafzimmer führten, hinauf. Die Flamme ergriff jetzt alles, Dach und Wände und Fenſter.

Ich hatte meine Tochter, Dich, Blanka, auf den Armen, und ſah keine

Rettung. Da umfaßte mich der Mann, eine Decke um mich werfend, mit ſtarkem Arm, ſtürzte mit mir durch die wirbelnden Flammen.

Ich wußte von nichts; denn ich war auf ſeiner Schulter in Ohnmacht geſunken. Ich fand mich im tiefen Gebüſch wieder, weit von der Flamme, die ich durch die dichten Gebüſche ſah.

„O mein Gott!“ rief ich.

„Still! nicht einen Laut!“ ſagte mir eine fremde Stimme. „Sie ſind unter Mördern hier!“ Er legte ſeine Hand auf meinen Mund, und rief mir immer Pſt! Pſt! zu. „Bleiben Sie hier,“ ſagte mir eine leiſe Stimme: aber ohne einen Laut von ſich zu geben. „Ich will ſehen, ob Sie ſicher ſind.“

Ich erſtarrte. Ich wußte nicht, wer der Fremde, wo mein Mann war.

Der Fremde kam zurück. „Nicht einen Laut! Sie müſſen hören!“ Er führte mich hinter das Gebüſch, der Flamme näher, die jetzt auf dem Boden brannte; denn die Hütte war niedergeſtürzt.

Ich erkannte meinen Mann, der an der niedergeſtürzten Hütte ſtand. Er rief mit einer ſchrecklichen Stimme: „Sie iſt beſtraft! Meine Schande iſt gerächt! die Treuloſe! das ſchändliche Ungeheuer! O Gott! o Gott! und dennoch habe ich ſie geliebt, und liebe ſie noch. Ihr Geſicht, ach! log eine Engelunſchuld! Aber erſchiene ſie mir jetzt als ein Engel, ſie müßte noch tauſendmal ſterben!“

Das hörte ich, und ein Todesſchauer nach dem andern ging zerſtörend durch meine Seele. Ich ſank aufs neue ohnmächtig auf die Schulter meines Retters.

Da ich wieder zu mir kam, war alles ſtill. Das Feuer war erloſchen. Alles war finſter.

„War es ein Traum?“ fragte ich um mich hertappend: „Wo bin ich?“

„In meinem Schutz, meine gerettete, unſchuldig ermordete Fedore!“

„Gott, Guſtav! Sie? was iſt das? o was iſt das? Wo iſt Blanka? wo iſt meine Tochter?“...

„Sie ſchlummert ſüß auf meinem Schooße, Fedore! Aber wir müſſen fort von hier. Schnell! ſchnell! die beiden Menſchen könnten zurückkehren. Haben Sie die Kraft nur hundert Schritte zu gehen; doch nein.“ Er gab ein Zeichen mit einer Pfeiſe. Da kamen zwei Leute. In einigen Minuten war aus Baumzweigen eine Art Sitz geflochten. Man trug mich ermattet durch den Wald. Dann ging ich. Guſtav trug Dich, meine Blanka! Wir erreichten ſo mit dem frühen Morgen eine Hütte. Ich mußte, denn ich war nur in Nachtkleidern, in Guſtav's Anzug mich kleiden. Dann fuhren wir auf einer Kibitke bis zur nächſten Stadt.

Hier blieb ich einige Tage, mich als ein Mann ordentlich zu kleiden, und dann gings ſchnell nach dem Gute meiner Mutter.

Fortſetzung.

Ich verlangte nach dem Gute meines Mannes. Aber Guſtav ſchwieg. Hier bei meiner Mutter, in deren Haus ich heimlich gebracht wurde, erfuhr ich erſt den Zuſammenhang der Begebenheit. Paulowna hatte, ehe ſie weggebracht wurde, Gelegenheit, Guſtav zu ſprechen. Er folgte meinem Mann nach dem Gute. Er ſah alles entdeckt. Er zitterte vor meines Mannes blutgieriger Eiferſucht. Er ließ ihn nicht einen Augenblick aus den Augen. Er folgte uns, wie ich mit Horrberg abreiſte. Er hatte vorher Anſtalt machen ſehen in Paulowna's Hütte. Man hatte ſie ganz mit Stroh belegt, um ſie ſchneller in Flamme zu ſetzen.

Guſtav folgte uns bis zu der Hütte. Mein Mann trat endlich hervor. Guſtav war Zeuge von ſeinem Geſpräch mit dem alten Bedienten über meinen Mord. Ehe er ſich von ſeinem erſtarrenden Schrecken erholte, ſtand die Hütte in Flammen, und beide ſtiegen in den

Wagen, der bereit war, um abzufahren. Ich wurde gerettet.

Das erzählte Guſtav mir und meiner Mutter. „Fedore,“ ſetzte er hinzu, „iſt todt, für Horrberg. Er iſt ihr Mörder. Ich habe mein Gelübde gehalten. Ich bin Fedoren's Retter.“

Ich ſank in ſeine Arme, aber meine Mutter ſagte gar nichts dazu. „Was Sie wünſchen, Guſtav,“ ſagte ſie endlich: „iſt eine Thorheit.“

„Ich,“ ſagte er, „wünſche nichts, als was Fedore will, aber Fedore muß todt bleiben. Geben Sie ihm ihre Tochter wieder: ſo ermordet er ſie zum zweiten Mal; und ich, ehe er wieder die Mörderhände an dieſes theure Leben legen ſoll, ich erſchieße ihn, wie ein wildes Thier, und dann ſchleppe das grauſame Geſetz mich auf das Blutgerüſt. Ich weiß, was ich wünſchen könnte; aber ich will nichts.“

„Was wünſchen Sie, Guſtav?“ fragte meine Mutter.

„Geben Sie mir Fedoren mit nach Deutſchland, als Schweſter, wenn nicht als Gattin. Hier aus der Nähe dieſes fürchterlichen Menſchen muß ſie. Es bleibt uns allen nichts weiter übrig."

Ich ſaß ſchweigend da, meine Mutter weinte; aber ſie war zu nichts entſchloſſen. Wir blieben ſo unter fremdem Namen in meiner Mutter Hauſe einen Monat. Dann kam ein Brief von Horrberg, worin er meiner Mutter meinen und Deinen Tod auf der Reiſe ankündigte.

Der Brief beſtimmte meine Mutter. Sie legte meine Hand in Guſtav's Hand. „Ich zittere," ſagte ſie, „vor dem, was ich thue; denn ihr Mann lebt, und ſie iſt nicht von ihm getrennt. Ich zittere nicht vor Menſchen, nicht vor dieſem unmenſchlichen Barbaren. Nein, Guſtav, nein Fedore! Denn Gott war der Schützer, der Retter meines Kindes, mein Retter, da wir noch unſchuldig waren. Ich zittere jetzt vor Gott; denn es iſt ungerecht, daß Du, das Weib eines Andern, Deine Hand einem Fremden

giebſt. Wir geben in dieſer Stunde unſere Unſchuld hin, die einzige Waffe gegen die Grauſamkeit der Menſchen, die einzige Hoffnung auf den Schutz des Himmels. Aber Ihr wollt es, und ich ſehe keinen Ausweg. Ich werde nicht aufhören zu zittern."

„Sind wir nicht unſchuldig?" fragte Guſtav.

„Fedore war es, ich war es, Guſtav; nicht Sie! Denn Sie, Sie, Guſtav, haben die Schreckniſſe des Schickſals herausgefordert, und das Geſchick hat den Kampf anzenommen. Wir waren unſchuldig; ach, wir ſind es nicht mehr!"

„Wir wollen es bleiben!" ſagte ich. „Ich liebe Guſtav. Ich liebe ihn jetzt mit einer doppelten, mit einer tauſendfachen Liebe. Er hat mich gerettet, er hat meine Blanka gerettet. Aber Horrberg iſt mein Mann. Ich bin unſchuldig, ich werde es bleiben. O Guſtav, Fedore wird unſchuldig bleiben!

Er ſah mich lange ſchweigend an, dann reichte er mir die Hand. „Ich habe geſchworen, Fedore, Dein zu ſeyn; aber nie Dich zu zwingen. Fedore ſoll unſchuldig bleiben, wenn ſie das ihre Unſchuld nennt.

„Das iſt Fedoren's Unſchuld, Guſtav," ſagte meine Mutter. „O legen ſie keinen andern Schmerz als einen irrdiſchen auf das Herz einer Mutter! Fedore iſt Mutter. Sie kann jetzt für das Glück ihrer beiden Kinder zu Gott mit frohem Herzen beten. Das könnte ſie nicht mehr, wenn eine Schuld auf dem Mutterherzen läge. Die Mutterliebe iſt mehr als Mannesliebe, die Tugend und Unſchuld mehr als Liebe und Glück."

Wir umarmten uns, und Guſtav gab alle ſeine Wünſche auf.

Wir lebten verborgen im Hauſe, ich beſtändig in Mannskleidern, meine Blanka unter dem Namen einer Verwandtin aus Deutſchland. Unſer Geheimniß war ſicher bei der kleinſten Vorſicht. Denn

das Gut, wo meine Mütter wohnte, hatte mein Vater erſt gekauft. Niemand von allen Leuten hatte mich gekannt. Es war kein Zuſammenhang mit Horrberg.

Aber meine Mutter reiſte zu Horrberg, um zu wiſſen, ob er gar keine Ahnung von meiner Rettung hätte. Sie fand ihn in der finſterſten Schwermuth, mit Gewiſſensbiſſen, mit den giftigen Zweifeln beſtändig kämpfend, ob ich auch wohl ſchuldig geweſen wäre.

Paulowna lebte wieder in ſeinem Hauſe. Er hatte ſie kommen laſſen. Paulowna wußte von ſeiner Grauſamkeit nichts. Es hieß, meine Blanka ſey an den Blattern unterwegs geſtorben, und der Schmerz um dieſen Tod hätte mich auch getödtet. Das glaubten alle Menſchen. Sein Schmerz beſtätigte die Lüge.

Aber alle Tage fragte er Paulownen, ob ich je Guſtaven allein geſehen hätte. Paulowna hatte ihn mit hohen Eiden verſichert; ich ſey unſchuldig. Er glaubte es feſt; aber deſto drückender

wurde die Verzweiflung, der Mörder ſei⸗ner Frau geworden zu ſeyn, ſeiner un⸗ſchuldigen Frau!

Meine Muter kam zurück; ſie war nicht ohne Mitleiden mit ſeinem finſtern Geſchick, aber deſto mehr, deſto mehr mußten wir uns in Acht nehmen. Ich verlangte, Guſtav ſollte meiner Mutter Haus verlaſſen; denn — ach, ſeine ſtum⸗me Liebe wurde beredter als Worte! Meine Mutter wurde ſchwächer — als ich. Er verließ mein Haus, er kam ſel⸗ten zu uns; aber die unglückliche Leiden⸗ſchaft brannte in unſerer Seele ewig, mit gleicher Stärke fort.

Meine Mutter reiſte wieder zu Horrberg, ihren Enkel, meinen Sohn zu ſehen. Horrberg war abgezehrt, finſter, faſt ſtumm. Er hatte an dem Orte, wo die Hütte ſtand, ein Grabmal erbauen laſſen, für ſeine ermorderte Gat⸗tin, und daneben ein Grab für ſich mit den Worten: Ruhe! Verſöhnung! Eine kleine Hütte ſtand daneben, wo er oft im

Sommer ganze Wochen blieb. Niemand wußte, für wen das Grabmal war.

So lebten wir einige Jahre. Da erhielt meine Mutter von Horrberg dieſen Brief: „ich ſterbe, meine Mutter; aber ein unſeliges Geheimniß drückt meine Seele, das ich in ihren Buſen ausſchütten muß, liebe Mutter! O kommen Sie, und machen ſie die letzte Minute eines finſtern, vergifteten Lebens dem Menſchen leicht, den Sie einmal Sohn nannten!“

Sie reiſte dahin. Sie fand ihn in der Hütte bei ſeinem Grabe. Sie fand ihn, wie er ſich ſelbſt nannte, wie den Schatten eines Traums, bleich, abgezehrt, ſterbend. Der Gram war nicht die Urſach ſeines nahen Todes, ſondern der Sturz mit dem Pferde, in eine Wolfsgrube.

Meine Mutter blieb bei ihm in der Hütte, zitternd vor ſeinem Geſtändniſſe; noch furchtſamer vor dem, was ſie ihm antworten würde. Er führte ſie einen Morgen an das Grab ſeiner Fedore. Er ſetzte ſich mit ihr auf die marmornen

Stufen. Keuchend ſagte er: „O Mutter, Mutter, Fedore liebte ſchon früher einen Deutſchen! Das quält mich. Sie iſt ja nun todt, ſagen Sie mir, wie es damit war!“

Meine Mutter erzählte ihm, daß ich für Guſtaven beſtimmt geweſen, unſere Reiſe nach Deutſchland, meine Bekanntſchaft mit Guſtav, unſere Liebe, und unſere Trennung.

Er ſeufzte: „ach, laſſen Sie mich nicht viel fragen! Ich hole mit jedem Athemzuge eine Stunde Leben aus meiner leeren Bruſt. Hat ihn Fedore wieder geſehen?“

„Ja, das hat ſie; denn ſo hatte Salborn in der Leidenſchaft geſchworen, Fedoren nie zu verlaſſen. Er hat ſie wiedergeſehen den Abend vor Ihrer Verheirathung mit Fedoren. Aber Fedore wieß ihn ab. Fedore war Ihnen treu. Bei dieſem Grabe ſchwört das die Mutter.“

„War mir treu? War mir treu? Nun denn! ſo — aber dieſer Salborn hat ſie als Frau geſprochen!

„Das hat er, Horrberg, in der Geſtalt eines Juden am Dreikönigsfeſte. Es war, Horrberg, da ſie meine Fedore, — o der Himmel iſt Fedoren's Zeuge! — da Sie Ihre treue Fedore mit Ihrer Eiferſucht ſo fürchterlich quälten. Denn Salborn hatte geſchworen, Fedoren zu erretten, wenn ſie wollte. Sie wollte es nicht. Sie ſendete ihn fort.“

„Sie ſendete ihn fort, den Geliebten, und ich quälte ſie mit meiner Eiferſucht? Und Fedore war unſchuldig? Mutter, war ſie unſchuldig?

„Das war ſie, was ſoll ich thun, um ſie zu überzeugen? Sie war es.“

„Schwören Sie es, bei dieſem ſinkenden Leben in meiner ſchmerzvollen Bruſt, hier bei meinem Grabe! O wüßte ich doch, Mutter, was Sie ſcheuten, wovor Sie zitterten, was aus Ihrer Seele die Wahrheit hervorholen könnte, nur die Wahr-

heit auf dieſe Frage: war Fedore unſchuldig? O ich weiß ja, Mutter, der Menſch entſtellt die Wahrheit; aber bedenken Sie, meine Seele ſchmachtet wie in hölliſchen Flammen, nach der zweifelloſen Wahrheit. Bedenken Sie das, und bedenken Sie, daß Gott ihre Worte hört, und die Lüge, die kleinſte Entſtellung an dem Haupte ihres Enkels rächen wird. War Fedore unſchuldig?"

„Bei dieſen Thränen, mein Sohn! bei dem erhabenen Weſen der Gottheit, bei dem Glück, bei dem Leben meines Enkels! Fedore war unſchuldig!"

„Und ich ihr Mörder?" rief er, und ſtürzte leblos am Grabmal nieder.

Meine Mutter richtete ihn auf. „Sie waren es nicht, Horrberg!" ſagte ſie ſanft.

Er antwortete mit rollenden Augen. „Ich wars! ich wars! Hier auf dieſem Platze, wo das Grabmal ſteht, ſtarb ſie mit meiner Tochter in den Flammen, ach den Jammer-, den Quaal-vollen Tod, den die Hölle erdachte! In den Flammen

ſtarb

ſtarb ſie. Der Mann, der Vater zündete mit dieſer Hand die Flamme an, die Weib und Tochter tödtete. Ach, und doch ſtarb ſie ſchnell! Eine Minute, länger nicht; aber nun, o nun — o ihr Rachengel hat hier in dieſer ausgebrannten Bruſt die ganze Hölle entzündet, ach und kein Tod iſt in dieſen Flammen! Ich bin Fedorens Mörder."

Er legte das Geſicht auf den Boden und ſchluchzte. „Nein," rief er: „Gott hat keinen Troſt für mich. Dieſes Leben nicht! und wie werd' ich ihrem Schatten im Grabe begegnen!"

„Das Leben hat noch Troſt, Horrberg! Sie ſind nicht Ihrer Fedore Mörder, nicht Blankens."

„Willſt Du mich verhöhnen, Frau?" fragte er, ſich ſchüttelnd vor Todesfroſt.

„Fedore lebt, lebt bei mir, Horrberg, und Blanka auch. Sie wurden gerettet aus den Flammen."

Er ſah meine Mutter lange an. Dann ſchüttelte er den Kopf in finſterm Grimme. „So war das erſte auch eine Lüge!

Wer einem Sterbenden eine Lüge mitgiebt ins Grab, der hat immer gelogen."

„Ich nie, Horrberg! Fedore ſchlief in der Hütte. Sie und Ihr alter treuer Bedienter zündeten ſie an, und warfen ſich in den bereit ſtehenden Wagen."

„Ja, ja! das that ich, denn das Weltgericht mit ſeinen Schrecken ergriff mich, da ich die Flamme hervorſchlagen ſah. Ich floh, und der Sterbenden Geſchrei tönte hinter mir donnernd wie der Schrecken der Vernichtung."

„Nun denn, da ich die Umſtände weiß? So hat mir Fedorens Retter erzählt. Sie flohen, und er erbrach die Thür, und rettete Fedoren und Blanken."

Hier ſtand Horrberg, erſtarrt wie eine Bildſäule. Gerettet? gerettet? Und das iſt kein Traum? das war keine Lüge? das hätten Sie mir verſchwiegen? mir? das?

Wie konnten wir Ihnen Fedoren wieder anvertrauen, Horrberg? die Unſchuldige dem Mörder?

Er ſah vor ſich nieder, und ſchwieg lange ſtill, ſehr lange. Dann fragte er ſanft und weich: „Wer rettete ſie?“

„Salborn!“ ſagte meine Mutter. „Sie ſehen wie wahr ich bin.“

„Salborn!“ ſagte er langſam, und nun ſchwankte er auf und umfaßte ſein eigenes Grabmal. „Sehen Sie!“ ſagte er dann. „Und dennoch iſt ſie unſchuldig?“

„Dennoch, dennoch, Horrberg! Ich habe es Ihnen geſchworen.“

„Und wo iſt er, dieſer Salborn?“

„Er rettete Fedoren. Sie kündigten uns Fedorens Tod an, da glaubte er Fedoren frei. Er bat Fedoren um ihre Hand. Ich redete zu, Horrberg; denn wie anders, dachte ich, ſollte das wenden! Nur Fedore ſagte entſchloſſen, nein, die Bande ehrend, die ſie mit ihrem Manne verbanden. Salborn verließ unſer Haus.“

„O du höchſter Gott, iſts Wahrheit, was ich höre, oder Lüge, welche die Verbrechen beſchönigt?“

„Welche Beweiſe fodern Sie, Horrberg!“

„Welche? den Einzigen, der entſcheidet. Fedore ſoll zu mir kommen.“

Hier ſchwieg meine Mutter zweifelhaft. „Darüber,“ ſagte ſie endlich „kann ich nicht entſcheiden, ſondern Fedore. Ich will ihr ſchreiben.“

Horrberg gab meiner Mutter Papier. Sie ſchrieb mir einfach, daß ſie Horrbergen entdeckt hätte, daß ich noch lebte. Er verlangte, daß ich kommen ſollte. Ich müßte entſcheiden.

Sie gab ihm unverſiegelt den Brief. Er las ihn, und ſagte finſter: „wir werden nun ſehen!“

Ich erhielt den Brief, und den andern Tag ſetzte ich mich in den Wagen und reiſte zu ihm. Man führte mich in den Wald, zu der Hütte, wo er wohnte. Ich fand ihn allein — meine Mutter war auf einem Spatziergange — an ſeinem Grabmale ſitzen. „Horrberg!“ rief ich in der Ferne, mit Dir auf dem Arme ſtehen bleibend: „Horrberg!“

Er hob das Haupt von der Bruſt empor, ſah mich und rief, mir die Arme entgegen ſtreckend: „da iſt ſie! o da iſt ſie!“ Er wollte auffahren, aber er ſank wieder an das Grabmahl zurück.

Ich ging langſam näher. „Horrberg,“ ſagte ich, „hier bringe ich Dir meine Tochter.“

„Deine?“ ſagte er finſter, „Deine?“

„Auch Deine Tochter, Horrberg! Ach, verzeih, an dieſer Stelle mochte ich ſie nicht Dein nennen!“

Er nahm Dich auf ſeine Kniee, er liebkoste Dir, und dabei rannen Thränen über ſeine Wangen. Dann reichte er mir die Hand. „Und Du biſt unſchuldig, Fedore?“

„Unſchuldig, rein, wie das Tageslicht, das uns umfließt.“ Ich ſetzte mich an ſeine Seite.

„Du ſitzeſt neben einem Sterbenden, Fedore! Ich war Dein Mörder. Warſt Du ungetreu, ſo ſag es! Denn was haſt Du jetzt noch zu fürchten! Ich habe nur

noch Thränen für Unglück, Schande. Nur Thränen!"

„Wäre ich ſchuldig, Horrberg, wie hätte ich Dir mein Leben vertrauen wollen, wie zu Dir kommen?"

„Und Du willſt bei mir bleiben? mir die Augen zudrücken, Fedore?"

„Mit Dir leben, Horrberg, in einem beſſern Glücke."

Er ſchüttelte den Kopf.

Schon dieſen Abend wurde er kränker. Er wurde auf das Gut getragen. Er glaubte endlich an meine Unſchuld. Nach acht Tagen war er todt. Er ſetzte mich zum Erben ſeines großen Reichthums ein, und bat mich, ihn in ſeinem Grabe bei der Hütte begraben zu laſſen.

Nach ſeinem Tode verließ uns der Bediente, der mit zu meinem Morde geholfen hatte, heimlich, und ging zu Horrbergs Bruder. Der Bruder kam. Aus ſeinen Blicken, die er auf mich und Dich, meine Blanka, warf, ſah ich, daß der Bediente mich verläumdet hatte.

„Ich nehme die Güter," ſagte er, „für meines Bruders Sohn in Beſitz. Ob dieſe da" — er zeigte auf Dich — „Anſprüche hat auf meines Bruders Vermögen, iſt zum mindeſten zweifelhaft."

„Ob ſie ihres Vaters Güter erhält, iſt mir gleichgültig. Aber ihre Anſprüche auf den Vater, auf ſeinen Namen, auf ſein Vermögen, ſoll Niemand zweifelhaft machen, ſo lange ich lebe. Hier iſt das Teſtament ihres Vaters."

Er las es. Er ſah mich mit einem höhniſchen Lächeln an. „Freilich," ſagte er: „das Teſtament kann Niemand angreifen, als ein wundes Gewiſſen. Und ſo habe ich weiter nichts zu ſagen, als nur das: Ich werde ein Auge auf die Mutter und den Sohn meines Bruders haben."

Er reiſte ab, und nahm den Bedienten ſeines Bruders mit ſich.

Nach einem Jahre kam Salborn zu mir. „Nun Fedore biſt du frei!" ſagte er. „Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich noch. Hier bringe ich Dir

mein Geſchenk." Er reichte mir einen Myrthenkranz, eine Brautkrone.

Ich nahm ſie nicht, und meine Mutter lächelte mir mit einem Engellächeln zu.

Den Nachmittag fuhr ich mit ihm zu der Hütte, wo er mein Leben gerettet hatte, zu dem Grabmale meines Mannes. „Guſtav," ſagte ich; wir waren beide allein: „hier rettete der Geliebte mich aus den Flammen; hier! kennſt Du den Ort noch? O ich liebe Dich, Geliebter! Ich liebe Dich aus allen Kräften meiner Seele. Aber dein Weib kann ich nicht werden. Ich bin dem Gemale, dem Vater meiner Kinder, ich bin ſeiner Ehre, ſeinem Namen, meiner Ehre, Deiner ein Opfer ſchuldig. Jetzt, Guſtav, gib mir den Brautkranz! Gib ihn mir!"

Er gab ihn mir mit zitternder Hand. „Die Liebe," ſagte ich, „nimmt den Brautkranz aus der Liebe Hand; aber die Tugend macht ihn zu einem Opfer der Tugend." Ich legte ihn auf den Grabſtein meines Mannes, und ſagte: „nun, Horrberg, Ruhe! Verſöhnung!"

„Edle Frau!“ rief Guſtav, vor mir niederknieend. Er küßte meine Hand. Er rief den Bedienten, bei mir zu bleiben. Dann ging er. Ich habe ihn nicht wieder geſehen, meine Blanka!

Ich fuhr am Abend ſpät zurück. Er war ſchon fort. Er war nach Deutſchland abgereißt. Er hat nie geheirathet. Seine Liebe war treu bis ins Grab.

Ich lebte noch einige Jahre in Petersburg, aber meines Mannes Bruder hetzte meinen Sohn gegen die Mutter auf. Ich mußte noch ein Opfer bringen. Ich brachte es. Meine Mutter ging mit mir nach Schleſien, wo ſie geboren war. Mein Sohn blieb bei ſeinem Oheim in Petersburg. Ich ließ mir jährlich eine Summe Geldes zahlen, und beſtellte meinen Schwager zu meines Sohnes Vormunde und zum Verwalter des ganzen Vermögens meines Mannes.

Ich erhielt auf alle meine Briefe keine Antwort. Selbſt das Vermögen meines Vaters blieb in ſeinen Händen. Ich ſaß einem Prozeſſe mit meinem eigenen

Sohne entgegen. Die Vorſtellung war mir ſo ſchrecklich, daß ich ganz ſchwieg, und auch Dir meine ganze Begebenheit verſchwieg.

Aber ich lege Dir das Teſtament Deines Vaters bei, das Dich wieder in Deine Rechte einſetzen muß, wenn ich todt bin. Salborn wird Dir helfen, wenn Du in den Jahren biſt, Deine Rechte gültig zu machen. Ich habe alle Papiere zuſammen gepackt, Du wirſt ſie finden. Lebe wohl, meine geliebte Tochter! Glaube Deiner Mutter, die alle ihre Wünſche aufgeben mußte: die Tugend iſt mehr als das Glück, und ein reines Gewiſſen mehr als alle Güter des Lebens.

Grüße Deinen Bruder von mir, und ſage ihm, daß ich alle Tage für ihn gebetet habe. Mein Segen, der Segen eines reinen Herzens, ſey mit Euch beiden, und Liebe, Ruhe, und iſt es nöthig — o daß es nie nöthig wäre! — auch die Freude der Verſöhnung!

Blanka zur Fortſetzung an Regina.

Sieh, Regina, jetzt, o jetzt erſt denke ich mit einer tiefen Ehrfurcht an meine theure, edle Mutter! O wie viel fehlt mir, nur ihr Schatten zu ſeyn! O wie verlangt mich nur dieſen Bruder zu ſehen! und wie zittere ich doch vor ſeinem erſten Anblicke! Ach, ich rollte die beiden Gemählde auf, die ich in Hannover erhalten hatte. Ich warf mich vor dem Bilde meiner Mutter nieder. „O Unglückliche, edle Frau,“ rief ich, „dein reiner Geiſt umſchwebe mein ganzes Leben!“ O lebe wohl! Sende mir ja die Papiere zurück! — —

Tobias Hoppe an Stahl.

Wien.

Ich bin mit der Baronin von Horrberg auf der Reiſe nach Italien. Du

ſiehſt Stahl, die Titel haben ſich gewaltig geändert. Es weht eine kalte Luft, die am Ende die Flammen meines Herzens, wovon ohnehin die Rede nicht iſt, ſondern auch die Flammen von Iſenbarts Herzen verlöſchen wird.

Ich mochte es Dir nicht ſagen, daß ich oft vor Blanka ſtand, vor ihrem Herzen, wie vor einem Zauberſchloſſe, das Niemand öffnen kann, der nicht gefeyet iſt. Ein ehrlicher Kerl bin ich, aber gefeyet bin ich nicht, wenn dazu vier und zwanzig Quartiere eines beſchwornen Stammbaumes gehören, vor dem die Wiener Adelskammer, und das Londoner Heroldsoffice Reſpect hätte.

Sieh, Stahl, jetzt ſehe ich denn ſchon tiefer in das Herz des Mädchens, ſo ſchöne Worte ſie auch giebt. Sie iſt wie alle vom Adel, unter den Paucken und Trompeten ſchmetternder Ahnengeſpräche erzogen; nun findet ſich daher ein junges hübſches Kerlchen, mein Neffe, und die Harmonikaſtimme ſeiner Liebe bringt die Trompeten zum Schweigen,

aber nicht für immer. Da ſteht das liebe Mädchen zwiſchen Liebe und lang angewöhntem Geburtsſtolz, wie Herkules auf dem Scheidewege, und weiß nicht, welcher Stimme ſie trauen ſoll. Daher kams, daß ſie das Wort Liebe für meinen Neffen nicht ausſprechen wollte, daß ſie nicht entſcheidend Ja oder Nein ſagen konnte.

Und wie zum Geier! wußten wir denn ein Wort von ihrem Adel? hätte ich es gewußt, ſo kam alles anders. Ihr Gnaden, iſt für mich wie Salpeter niederſchlagend. Obwohl, Stahl, das will ich auf ein Evangelium beſchwören! ich auf jedem Kreuzwege hätte mit Lanze und Schwerdt behaupten wollen, ſie ſey dennoch die ſchönſte, die züchtigſte, die weiſeſte, die lieblichſte Dame auf der Welt.

Doch wäre alles gut gegangen; aber da findet ſich zu ihr ein Baron Alexander von Horrberg, Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät aller Reuſſen, Geſandter, Envoyé, oder was ſonſt in Venedig, ein Menſch, den ich in Petersburg

ſchon für ihren Bruder erkannte; obgleich ein Zug in ſeinem ſchönen Geſicht iſt, der, ich möchte ſagen, dem Satan angehört. Damals läugnete mir der Burſche gerade hin ab, daß er eine Schweſter hätte.

Stelle nun neben die aufgeblaſene, mit Orden geſchmückte ſtolze Geſtalt eines Barons die demüthige Geſtalt eines Kaufmanns, die Schreibfeder hinter dem Ohr, ſo — ſiehſt Du, es iſt nichts.

Und doch möchte ich Berge verſetzen, des Mädchens willen, ich wollte für ihren Beſitz dem Monde ein Horn ausreißen, der Sonne goldne Locken herabholen, in des furchtbaren Blitzes Zeughaus ſteigen, in die verſchloſſenen Abgründe des Erdbodens mich niederlaſſen, und jetzt mehr als je, da ich von Hirſchberg bis nach Wien mit ihr gereißt bin, Stahl! Es iſt eben ſo ſchlimm, vor den lächelnden Blitzen dieſes himmliſchen Auges zu ſitzen, die Athemzüge der feinen, friſchen, lieblichen zum Kuß geſchaffenen Lippen zu zählen, das leichte Wallen der

jugendlichen Bruſt zu ſehen, als alles das, was ich genannt habe.

In Prag ſtand ich mit ihr oben auf dem Hratſchin. Ich wußte nicht, welch eine geiſtige Wehmuth ihr freundliches Geſicht verdunkelte. „Woran denken Sie, Blanka?“ fragte ich.

„Hier ſtand ich vor zwei Jahren mit Ihrem Neffen,“ ſagte ſie, die blauen Augen offen gegen mich erhebend: „damals ergriff mich hier der Gedanke, daß ich Niemanden in der weiten Welt angehörte. O wie iſt alles anders! ich dachte jetzt mit dankbarer Wehmuth daran: wie viel Herzen jetzt den ſchönſten Theil an mir nehmen.

Sie reichte mir bei den Worten die Hand, und drückte meine mit einer Innigkeit, die mich wie eine Pulverkammer auf einem Kriegsſchiffe in Brand ſteckte.

Alle Welt, meine Kniee wollten ſich mit Gewalt beugen! Was iſt der Menſch! der Mann ſogar!

Ach, Stahl, ich dankte Gott, da ich endlich mit ihr über die Donaubrücke in

Wien hinein rollte, um ein Paar Tage wieder zum Erholen zu haben. Denn neben ihr ſitze ich nicht auf Roſen, das glaube mir.

Nun ſind wir acht Tage hier; ich habe Geſchäfte vorgegeben, um ſie hier zu halten, und nun greift mich das Schickſal wieder von andern Seiten an, wo ich eben ſo ſchwach bin. Der März iſt wie der ſchönſte Mai. Die Luft iſt voll Wohlgeruch, voll Leben, voll Liebe. Der Prater iſt ſchon grün, der Finke lockt, das Weißkehlchen wirbelt. Die ganze Inſektenwelt iſt vom Hauche der Liebe wach geworden, und mein Herz mit.

Sieh, wenn ſie an meinem Arm, ſo vertraut, — ach, ſie hat mich mit dieſen kleinen Beweiſen ihres Vertrauens auf der Folter! — und ſie lächelt dazu — ſo vertraut daher geht, und das junge grüne Gebüſch, wo es voll Blüthen hängt, und von Liebe ſummt, zu ihrem Sitze macht; ich neben ihr ſitze, ihr Arm wohl gar, weil ſie höher ſitzt, auf meiner Schulter ruht, und die weiße Hand an meinen

Wangen warm anliegt, wenn ich mich bewege! Wenn ſie Blüthen in ihren Schooß ſammelt, und die ſchönſte für mich herſucht — — Pah, das lieſt ſich ſo leicht, und mir geht dabei, Seele, Herz und Auge über!

Ich ſage hundertmal im Tage: das halte ich nicht aus. Und nähme mir es einer, ſo würde ich wieder, und noch ſchlimmer, unglücklich ſeyn.

Und nun die Reiſe mit ihr durch die ſchönen Gebirge, durch die wollüſtigen Thäler, wo die Weinlauben, die blühenden Mandelbäume, die ſchlagenden Nachtigallen jedes Thal zu einem Tempel der Liebe machen!

Ich will durchreiſen, als wäre ich taub, ſtumm, blind; und hilft alles nichts, ſo fahre ich Tag und Nacht, gebe die Schweſter dem Bruder, und gehe zu Dir, Stahl, um die Welt und mein Herz zu vergeſſen. Leb' wohl!

Tobias Hoppe an Stahl.

Venedig.

Taub, ſtumm, blind! Ach barmherziger Himmel! Zehntauſend Sinne waren in mir lebendig, meine Pulſe waren Feuerflammen, und meine Liebe ein allgewaltig wogendes Meer.

Anfangs gings recht gut. Ich hielt mir eine Predigt nach der andern über den Reichsadel, über die Mißheirathen, und bejammerte meinen Vetter von Herzen, daß er mit ſeiner Liebe ſo übel weggekommen war. Wenn ich ſie mein gnädiges Fräulein nannte, was ſie ſich am Ende ſehr ernſthaft verbat — ſie kündigte mir die Entziehung ihrer Freundſchaft, ihrer Geſellſchaft an, wenn ich ſie noch einmal ſo nännte — — wenn ich ſie ſo nannte: ſo ſtand mir die Entfernung von uns zu ihr recht lebendig vor Augen. Ich ſaß, in einem Winkel des Wagens gedrückt, ſie im andern, und man hätte die ganze Reichsgrafenbank zwiſchen uns einſchieben können; aber da wir hinter

Willach auf die Höhe in die Alpen kamen, bei Chiuſa und Malborghetto; der Tagliamento, der noch vollufrig floß, tief unter uns weg rauſchte, und ſie nun in die unendlich ſchönen Thäler neben uns hinabſchaute, voll eines furchtbaren Vergnügens: da war mein Muth hin, und alle meine Weisheit.

Denn fuhren wir nahe am Abhang des tiefen Thales: ſo drängte ſie ſich von dem Abgrunde weg, in meine Arme, auf meine Kniee faſt, wendete das ſchöne Geſicht furchtſam lächelnd gegen meines, um den ſchwindelnden Abgrund nicht zu ſehen. Aber dann ſah ich einen Zoll vor mir das liebreizende Oval des Geſichts, die glänzenden Augen, die lächelnden Lippen, den runden weißen Hals. Mein zitternder Arm umfing den blühenden Leib, um ſie feſt zu halten beim Schwanken des Wagens. So ſaß ſie, an meine Bruſt gedrückt, und aus ihrem pochenden Herzen drangen Feuerflammen in mein Herz, das unter ihrem pochte.

Nein, Stahl, ein Mann muß von Marmor und Stahl ſeyn, der mit einem Mädchen über die Alpen reiſt, und nicht den zweiten Tag ſchon bis an die Fingerſpitzen verliebt iſt.

Ich ſchwor bei allen Heiligen, die an der Straße ſtanden, ich könnte es nicht aushalten, ich müßte ihr meine unendliche Liebe ſagen. Ich wußte nicht mehr, Stahl, wo mir der Kopf ſtand. Ich war zu einem achtzehnjährigen Burſchen geworden.

Da fiel mir ein Hülfsmittel ein. Ich ſchlug ihr vor, ſich die Augen von mir verbinden zu laſſen.

Sie wollte lange nicht einwilligen, denn der Reiz der ſchönen wilden Gegend zog ſie unendlich an. Da ſie aber von weiten auf der Straße der Klauſe, dicht am Abhange, einen Wagen kommen ſah, und unten im tiefen Thale die Pontebba rauſchen hörte: da bebte ſie, und bat mich, ihre Augen zu verbinden.

Ich band die ſchönen Augen, den ſchönſten Maitag, die Augen des Him-

mels; der Liebe brennende Pfeile zu, und nun holte ich einen tiefen erleichternden Seufzer. Aber es war noch faſt ſchlimmer. Sie ſaß nun da, geduldig die Hände in den Schooß gefaltet, ſtill neben mir. Sieh, nun betrachtete ich ſie zum erſten Male recht mit Muße: die ſchönen Hände, deren Fingerſpitzen in die ſchönſte Morgenröthe getaucht waren, mit den feinen blauen Adern: die Arme, einer Marmor-Venus geſtohlen, die volle, ſchöne, große, üppige Geſtalt, die volle Blüthe der reinen Jugend. Frei lieſen meine Blicke über alle die lockenden Reize hin.

Da ſah ich tief auf dem Halſe eine ſchwarze Schnur, die ich noch nicht geſehen hatte. Aber mich dünkte, ich hatte einmal etwas in ihren Händen geſehen, was einem Gemälde in einem Medaillon ähnlich ſah, und das ſie ſogleich in ihren Buſen verbarg. . . . .

Wer weiß, dachte ich in dieſem Augenblicke, weſſen Gemälde! Sollte das reizende Mädchen noch nicht geliebt ha-

ben? Sieh, der Teufel der Neugierde zog triumphirend in meine Bruſt. Ich hob mich empor, um der ſchwarzen Schnur mit meinem Blicken nachzufolgen; und da ich ſo über ihr hing, meine eine Hand über ihrem Haupte weg an ihre Seite geſtemmt, mit der andern mich an meiner Seite haltend: da hob ſie das ſchöne Geſicht empor, als richtete ſie die blinden Augen gen Himmel. O Stahl! ich erröthete, und ſank wieder in eine Ecke, ſchwor, meine Hand nahe auf ihre haltend, der Veſtatempel ſollte nicht heiliger geweſen ſeyn, als mein Wagen. Ich ſchlug das Auge auf die andre Seite.

Freund, wir kamen hier an in Venedig, und ich habe ihr nicht einmal geſagt, daß ich ſie liebe!

Sieh, und wenn ich nicht wüßte, wie ich daran wäre: ſo könnte ich mir ſogar einbilden, es wäre nicht bloß Freundſchaft, was ſie für mich fühlte. O zum Henker, ich bin ein Thor! Was werde ich noch glauben!

Ihr Bruder, deſſen Wohnung ich bei dem ruſſiſchen Conſul erfuhr, iſt aufs feſte Land gegangen. Er wird aber in einigen Tagen zurück ſeyn. Sieh, Stahl, nun ſind wir ſchon ſeit acht Tagen in dieſer Stadt der Wunder; und wenn ich Blanken auch nicht geliebt hätte, ich liebte ſie jetzt. O welch eine reine, heitere Seele! Wie offen ſteht ihr Herz jeder Freude! Wie iſt ſie überall zu Hauſe unter den Menſchen! Wie arglos, wie muthig, wie unſchuldig ſchwebt ſie auf den Wellen der Luſt!

Da wir auf die Lagune kamen — es war der ſchönſte Italiäniſche Tag, die Luft rein und durchſichtig, ſo daß ich von der Terra ferma an den Lido erkennen konnte, als wäre ich nnr eine Viertelſtunde davon entfernt — da lag das große Venedig im Sonnenſchein, hell und klar vor uns im unermeßlichen See, von ſeinen Inſeln umgeben, die wie in der Luft auf der durchſichtigen Lagune ſchwebten.

Hinten in der weiten Ferne zogen ſtill weiße Seegel daher und dahin. Die Lagune war bedeckt mit hunderten von Gondeln und Barken. Es war Sonntag. Muſik, volle, und von einzelnen Guitarren, mit ſchönen Stimmen begleitet, ertönte auf allen Seiten, und unſere Gondel ſchoß zwiſchen allen dahin wie ein Pfeil.

O wie entzückend ſchön! rief ſie, die beiden Arme um mich ſchlagend; ihr Buſen wallte hoch, ihr Auge glänzte wie der ſchöne Tag. So fuhren wir in das Gewimmel der Gondeln in den großen Kanal unter dem Rialto durch, vor unſer Wirthshaus.

Sie warf nur einen Schleier über, und bat mich, ſie nach den Markusplatze zu bringen.

Ich nahm ihren Arm, und ging mit ihr durch die engen Gaſſen, und trat mit ihr durch das große Portal auf den Markusplatz, der Kirche gerade gegen über.

Dieſer einzige Platz verfehlte ſeine Wirkung nicht auf ſie. Sie ſtand voll Er-

ſtaunen und Entzücken da, und nur in ſtummer Bewunderung ging ſie mit mir weiter. Dann aber miſchte ſie ſich, voll einer muthigen Fröhligkeit unter den Haufen der Menſchen. Sie nahm an allem Theil, an allem. Nichts war ihr fremd. Sie blieb auf den Brücken mit mir unter dem Haufen Volks ſtehen und hörte ein Paar Sänger. Sie war nach drei Tagen in Venedigs Lebensart eingewohnt.

Da! eben läßt mir der ruſſiſche Conſul ſagen, daß der Baron von Horrberg angekommen ſey. Sieh, und nun iſt alles vorbei, denk ich.

„Morgen nun,“ ſagte ich: „liebſte Blanka, morgen übergebe ich Sie alſo den Händen Ihres Bruders?“

Sie ſah mich holdſelig an: „das würde mir ſehr wehe thun, wenn Sie mich je den Händen eines Menſchen übergeben könnten, und nun gar dieſem Bruder!“

Sie reichte mir die Hand. Aber ich ſitze hier doch, den Kopf in die Hand geſtützt, und der Anblick des Lagune kann mich nicht zerſtreuen. Lebe wohl!

Tobias Hoppe an Stahl.

Venedig.

Stahl! Stahl! doch — gieb acht!

Um acht Uhr fuhren wir auf unſerer Gondel erſt eine Stunde auf der Lagune. „Mir iſt doch ängſtlich, lieber Freund!“ ſagte ſie mir die Hand reichend: „obgleich mein Schickſal ſchon entſchieden iſt.“

„Entſchieden, mein Fräulein?“

„Ja, trotz Ihres Fräuleins, entſchieden! Trotz meines Bruders entſchieden!“

Wir ſtiegen nun im ruſſiſchen Hotel aus. „Sie haben mir nichts von dieſem Bruder geſagt.“

„Und mit Vorbedacht nicht,“ antwortete ſie, frei die Treppe mit mir hinaufgehend.

Wir traten ins Zimmer, und der Baron kam uns entgegen. „Ah, ſieh da, meine Blanka!“ und — er ſah mich an: „Sie, Herr Hoppe, den ich in Petersburg zu ſehen die Ehre hatte Sie

werden mir eine Stunde mit Blanken allein erlauben.

„Nein, Alexander! Dieſer Herr Hoppe iſt ſo ſehr mein Freund, ich rechne ſo feſt auf ſeinen Schutz, daß ich Dich bitten muß, was wir abzumachen haben, in ſeiner Gegenwart abzumachen.“

„Liebes Kind,“ ſagte er: „Herr Hoppe iſt doch wohl nicht eingeweiht in unſere Familien-Geheimniſſe?“

„Nein, noch nicht; allein für dieſen Mann habe ich gar kein Geheimniß.“

„Nun denn. Ich mußte Dich ſprechen, um von Dir eine Abtretung meines väterlichen Vermögens zu erhalten, da Du vielleicht Rechte zu haben glauben kannſt, es mit mir zu theilen.“

„Die habe ich.“

„Auf das väterliche Vermögen doch wohl nicht?“

„Warum nicht?“

„Sieh, hier iſt der Fall, wo ich nicht reden kann.“ Er ſah mich an.

„Du kannſt kühn reden, alles, was Du denkſt.“

„Meine Mutter war Deine Mutter.“

„Mein Vater war Dein Vater. Ich bitte Dich, Alexander, ehe Du weiter geheſt, lies durch, was mir meine ſterbende Mutter hinterlaſſen hat.“ Sie gab ihm ein großes Pack Papier.

Er ging in ein anderes Zimmer, und ließ uns allein. Nach einer halben Stunde kam er zurück.

„Und nun,“ ſagte Blanka: „wage es noch einmal, Alexander, die Ehre Deines Vaters, die Ehre Deiner Mutter anzugreifen! Wage es, nur das kleinſte meiner Rechte auf den Namen meines Vaters, und auf ſein Vermögen anzugreifen, und den Augenblick haſt Du aufgehört, der Sohn Deiner Eltern, und mein Bruder zu ſeyn.“

„In der That,“ ſagte er lächelnd: „hat Blanka ihre Zeit in der Welt nicht übel angewendet. Aber ich wage es —“

„Ehe Du es wagſt, mein Bruder, noch ein Wort zu ſagen, bedenke, daß ich dann aufgehört habe, Deine Schweſter zu

ſeyn. Kann der Sohn meines Vaters, der Sohn der edelſten, der unſchuldigſten Mutter ſo um Geld ſein Herz, ſeine Eltern, ſeine Schweſter vergeſſen? Und wollteſt Du Geld: o es hätte einen leichtern Weg dazu gegeben, als dieſen, die Geiſter Deiner Eltern im Grabe zu beunruhigen! Jetzt rede: Wer bin ich?“

„Wer Du biſt?“ fragte er unruhig: „meines Vaters Namen darfſt Du zum mindeſten nicht führen,“ ſagte er ſtockend.

„So war Deine Mutter eine treuloſe, verworfene Frau, und ich bin nichts. Sie ſehen, lieber Freund Hoppe, wie übel angebracht Ihr“ gnädiges Fräulein „war! Dieſer Menſch da macht mich zu einem Baſtard. Ich habe den Namen Horrberg verloren, und heiße nur noch Blanka. O Hoppe, erkennen Sie Ihre Freundin noch unter dieſem Namen?“

„Was Namen!“ rief ich, ihre Hand ergreifend. „Blanka! das iſt der Name, in deſſen Umfang der Himmel alle ſeine Seligkeit verborgen hat. Meine Blanka! und von jetzt an meine Tochter!

Meine Tochter, die ich noch hier durch das Geſetz mir adoptiren will. Und wollte Sie Niemand erkennen, Blanka, und legte das feindſelige Geſchick, der Schande höchſtes Maaß auf Ihr Haupt: ſo erkenne ich Sie, ſo bringt Ihnen mein Herz die Huldigungen der Freundſchaft, der väterlichſten Liebe. O Blanka, haben Sie aufgehört, die Schweſter dieſes Mannes zu ſeyn, ſo —"

„Ich bin ſeine Schweſter nicht mehr; denn er hat ſeinen Vater, ſeine Mutter entweiht."

„So ſind Sie meine Tochter, und ſo komm an das Herz Deines Vaters!"

Sie fiel in meine Arme, ſie drückte ihren Mund zum erſtenmale auf meinen, ihre Thränen rollten über meine Wangen. O Stahl, ich hätte jetzt noch mehr als meine Liebe für ſie hingegeben! Sie hing lange in meinen Armen.

„Siehſt Du," ſagte ſie ſtolz zu ihrem Bruder: „ſolche Freunde habe ich gefunden, und ſo bedarf ich weder Deines Namens, noch Deines Schutzes. Meines

Vaters Vermögen will ich Dir ſchenken, aber nicht eher, als bis ich vor dem Throne der gerechten großen Kaiſerin Dich gezwungen habe, zu geſtehen, welch' ein ſchlechter Sohn Du war'ſt."

„Hier," ſie zog aus ihrem Buſen ein Papier: „hier iſt das Teſtament Deines und meines Vaters." Sie ſchlug es auf, und zeigte ihm die Siegel, „und dieſer Mann, dieſer mein Freund, und der Freund des Grafen Sesky, vor dem Du zitterſt, ſoll in Petersburg mein Schutz gegen Dich ſeyn."

„Liebſte Blanka," rief er faſt zernichtet: „muß eine Schweſter ſo mit dem Bruder reden?"

„Ein Bruder, Du? ein Bruder? der ſeiner Schweſter Ehre, die Ehre ſeiner Eltern um elendes Gold verkauft? Ich habe keinen Bruder. Hier ſteht der Mann, der mir alles, alles war, der in keiner Minute ſeines Lebens mich verließ, der alles, ſich ſelbſt für mich dahin gab. In Petersburg ſprechen wir uns wie-

der, vor dem Throne einer Mutter, Du unkindlicher Sohn!"

Jetzt wäre er ihr faſt zu Füßen gefallen, und ich hätte mit knieen können; denn der Zorn auf den Wangen gab ihr eine Allmacht in der Stellung, daß ſie ausſah wie eine Kaiſerin. Er fing an zu flehen; aber ſie war unerbittlich.

„Hier habe ich mit Dir nichts mehr zu reden," ſagte ſie, mir den Arm gebend; „aber wage es nicht, den Namen Deiner Mutter mit Unehrerbietung zu nennen!"

Sie ließ ihn ſtehen wie eine Bildſäule, ſie ging mit mir.

„Blanka," ſagte ich: „es war Ihr Bruder."

„Das war er nicht, der Schlechte! Ich hätte ihm ſeine Habſucht verziehen, ſeine Kälte gegen mich; denn er hat mich nicht gekannt; aber nachdem er meiner Mutter Brief an mich geleſen, kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſie dennoch entehren wollte, die edelſte aller Frauen."

„O Blanka und Sie ſind ihre Tochter! . . . .

„Das

„Das bin ich, mit Stolz ſage ich es. Aber wäre ich tauſendmal beſſer als ich bin, ſo müßte ich doch ſagen: ſie war die edelſte aller Frauen.“

Stahl, Stahl! in meiner Bruſt lag jetzt eine Ehrfurcht, die den Abſtand zwiſchen ihr und uns noch größer machte. O Vetter, dachte ich, was haben wir verloren!

Wir ſtiegen dann aus, da ich das dachte. „Sehen Sie,“ ſagte ſie, lächelnd mir oben auf dem Saale die Hand reichend: „daß mein Geſchick entſchieden war?“

„Ja,“ ſagte ich erblaſſend und zitternd: „es iſt entſchieden! denn da iſt meiner Schweſter Sohn, Iſenbart!“

Sie ſah ſich nach ihm um und erblaßte. Er erkannte ſie, und erblaßte Ich trug ſchon längſt die Farbe des Grabes, denn ich liebte ſie jetzt unausſprechlich. So ſtanden wir alle drei bleich, ſtumm gegen einander. Sie verbeugte ſich gegen Iſenbart, machte eine einladende Bewegung mit der Hand, und wir folgten ihr in ihr Zimmer.

„Ehe Sie reden, meine Herren,“ ſagte ſie, und Ruhe ſtrahlte von ihren glänzenden Augen: „laſſen Sie mich ſagen, was ich ſagen muß, um nicht mißverſtanden zu werden in der ſchönſten Minute meines Lebens.“

„Sie liebten mich, theuerſter Freund meines Lebens!“ ſagte ſie zu mir. „Ich hoffe zu dem Schutzgeiſt meines Glücks, Sie lieben mich noch, ſo viele Mühe Sie Sich auch geben, mir Ihre großmüthige Liebe zu verbergen. Sie waren mein Freund, edler Mann! Sie gaben mir alles was Sie hatten, da ich Ihnen noch nichts zu geben hatte, als die wärmſte Dankbarkeit. Sie nahmen Ihre Liebe zurück, da es Ihnen ſcheinen konnte, daß mich dieſes große Opfer beglücken würde, aber Sie ließen mir Ihren Schutz, Ihre Freundſchaft, Ihr ganzes Herz. Da mich mein Bruder ungroßmüthig verſtieß, da er mir Namen, Ehre, und alles raubte, was dem Leben ſo theuer iſt, da ſtand Ihre Freundſchaft an meiner Seite. Sie erkannten Ihre Blanka. Sie liebten

mich. Aber längſt mein edler Freund liebte ich Sie, längſt, den Mann, der mir durch brennende Alpen, durch ſtrömende Meere folgen wollte. Es gab einen Augenblick, da ich zweifeln konnte, ob ich Sie liebte. Der Augenblick iſt vorüber. Ich liebe Sie, Hoppe, mein ganzes Herz iſt voll von Ihnen. Und Gottlob, ich kann Ihnen jetzt in der Gegenwart Ihres edlen Neffen, die Verſicherung geben, daß jede andere Empfindung in meinem Herzen verlöſcht iſt, als die Liebe für Sie, Hoppe! O mein theurer Freund, wie konnten Sie noch einen Augenblick über die Empfindung meines Herzens zweifeln? O ſahen Sie denn nicht meine Ruhe, meine zärtliche Freude in Ihrem Umgange, mein frohes Vertrauen? Sahen Sie denn nicht meine Freude, da ich hörte, Ihr Neffe war frei? —

„Das eben; denn dieſe Freude, liebe Blanka, war mir ein Beweis“ —

„Ein Beweis, daß nun mein Herz Sie frei wählen konnte. Ich liebe Sie mit einem unendlich warmen Herzen, mein

Allertheuerſter! Ich bin ganz glücklich, ich hoffe, Ihre Blanka wird auch Ihr Leben beglücken. Und nun — ſie reichte mir ihre Hand — nun erlauben Sie, daß ich mich von dem Wechſel der bitterſten und der ſchönſten Stunde meines Lebens erhole!“ Sie ging hinaus.

Ich und Ludwig ſtanden da nun gegen einander über, wie ein paar einfältige, ſchlechte Bildſäulen. In meiner Bruſt hob ſich ſtoßweiſe ein Meer von unſäglicher Wonne, und aus meinen Augen rollten Freudenthränen. Aber es konnte doch anders ſeyn, und dann wars mit dieſem Gedanken in meinem Herzen wie in einer Folterkammer. Es konnte von ihr nichts als Dankbarkeit, oder ein Depit amoureux ſeyn, und bei dieſem armſeligen Gedanken, dachte ich doch daran, meinen Neffen zu bereden, es wäre Liebe, die ſie geleitet hätte: und ſo wurde mein Zuſtand mir ſo ärgerlich, ſo läſtig darüber, daß ich mich in dieſer Minute des höchſten Glücks, wie ein Strauß, nicht von dem ſchmutzigen Boden der Selbſt-

ſucht erheben konnte, ſo daß ich endlich rief: „ich bitte Dich, Ludwig, ſag doch ein Wort! Ich bin ja kein Höllenbrand, kein wütender, raſender Narr, der mit blutgierigen, rothen Blicken in dem Leben herumrennt, zu morden, wo er einen Glücklichen ſieht!“

Aber der Menſch ſtand da ſtumm, ſein Auge an dem Boden geheftet, vor mir, und drückte ſeine Unterlippe mit zwei Fingern in allerlei Geſtalten, als ſänne er auf einen entſcheidenden Zug im Schach, und mir wars in der Bruſt, als wollte er mir jetzt, und jetzt zurufen: „Matt!“

„Ja,“ ſagte er endlich: „es geht wunderlich in der Welt!“ und nun hob er ſein Auge, mich zu betrachten.

„Das iſt eine verdammte Bemerkung, Vetter, in einem ſolchen Augenblicke!“

Er nahm ſeine alte Stellung wieder an, warf von Zeit zu Zeit ſeine Augen, und wie es mir vorkam, lächelnd auf mich. „Auch Dörner iſt hier,“ ſagte er dann. „Aber, lieber Oheim, wie kommen Sie hieher?“

Er hätte mit dieſer einfältigen Frage können einen ganzen Himmel in kleine Stückchen ſchlagen.

„Höre Ludwig,“ ſagte ich: „es iſt wahr, ich liebte Blanka mit einer Leidenſchaft, die Deiner die Wage hält; aber Du haſt geſehen, was ich für Dich konnte. Ich ſchwieg von meiner Liebe, und gab Dir Blanken.“

„Das thaten Sie, liebſter Oheim?“ rief er mit einer warmen Umarmung. „Das thaten Sie, und“ —

„Und Du zogeſt, ſtatt ihr nachzuſetzen, in der Welt umher für einen Freund, ſagteſt Du“ —

„Ja, das that ich, Oheim, für einen theuren Freund.“

„Schriebſt mir obendrein, Blanka ſcheine nicht für Dich beſtimmt.“

„Ja, das that ich, und Sie ſehen, ich hatte eben nicht Unrecht.“

„Hießeſt mich ſie ſuchen? he? nicht wahr?“

„Ja, das that ich, Oheim; Sie fanden ſie auch“

„Ja! ja! aber ich ſchwöre Dir, doch das ſagte Blanka ja ſelbſt, daß ich meiner Liebe das Wort nicht geredet habe. Ich ſprach für Dich. Ich habe für Dich um ihre Hand geworben.“

„Thaten Sie das, Oheim? o mein großmüthiger Oheim, thaten Sie das?“ Er fiel begeiſtert an meine Bruſt.

„Ja, ich that noch mehr. Ich ſagte, Du wäreſt frei von der Verbindung mit Thereſen. Ich war ein ehrlicher Mann.“

„Und Sie ſehen, wie wenig das alles geholfen hat, Oheim! Blanka liebt Sie.“

Ich holte einen tiefen Seufzer.

„Zweifeln Sie, Oheim? O zweifeln Sie daran?“

Ich beſann mich lange; dann aber ſprang ich muthig, wie Curtius in den giftigen Schlund, und ſagte: „ja! ich zweifle; denn ſie hat Dich geliebt. Mir iſt ſie Dankbarkeit ſchuldig, und die Dankbarkeit kann ein Herz, wie Blankens, leicht verführen, Empfindungen zu verkennen oder ſie wohl gar vorzugeben. Ja, ich zweifele!“

Sieh, Stahl, da hielt mir der Menſch eine lange Rede voll Lob, und wollte mir beweiſen, Blanka liebte mich, und endlich ſagte er: „ja, Oheim, erlauben Sie mir, daß ich mich von dieſem Sturm der Empfindungen erholen darf!" und ging hinaus, wie Blanka; und nun ſaß ich allein, und die Zukunft lag vor mir, wie ein Nebel, ein dunkler Nebel. Blanka geht, ſich zu erholen, Ludwig geht, ſich zu erholen, und mich laſſen ſie hier in meiner Ungewißheit ſitzen.

Iſenbart an Dörner.

Venedig.

Komm zurück, lieber Dörner, aus Deinem Amphitheater. Hier erwarten Dich noch viele köſtliche Schätze der Kunſt, und Dein alter Freund, mein Oheim Hoppe. Jetzt nun, lieber Dörner, will ich Dir ſagen, was mir ſo drückend

auf dem Herzen lag. Es war nicht meine Liebe gegen Blanka. Ich hatte ſie aufgegeben. Ich liebte ſie, lieber Dörner; allein die lange Abweſenheit von ihr hatte die heftige Leidenſchaft in eine wohlwollende Neigung verwandelt. Ob ich gleich wußte, ich würde in Blankas Armen der glücklichſte Mann ſeyn (denn das haſt Du ja eben ſo gut auf Deiner kleinen Reiſe mit ihr gefühlt) ſo war ich doch zu kurze Zeit mit ihr zuſammen geweſen. Meine Liebe war das ſchnelle Feuer der Jugend, nicht die ſtille, ewige Glut einer lange genährten Leidenſchaft.

Mein Oheim hatte länger als ein Jahr mit ihr in Hamburg zuſammen gelebt. Seine Liebe war eine ſtille, unvergängliche Glut geworden. Was mein Oheim, was Du, was Thereſe mir ſagten, ſo war es Blanken nicht anders gegangen als mir. Wenn es Liebe war, was ſie fühlte, ſo war ſie beim Erlöſchen.

Du ſiehſt, lieber Dörner, wie wenig Großmuth es war, ein Mädchen meinem Oheim abzutreten, auf das weder ich

noch mein Herz Rechte hatte. Ich überließ ſie meinem Oheim mit mehr Ruhe, als ich ſelbſt mir zutraute.

Ich lebte den Winter in Deinem Hauſe, Dörner. Was Du nicht ſaheſt, was Deine Mutter nicht ſah, das ſah ich zu ſpät. In dem Herzen Deiner Schweſter entzündete ſich nach und nach eine Leidenſchaft für mich, die in dieſem ſtillen, einſamen, verſchloſſenen Herzen ihre ganze Gewalt ausüben mußte.

Ich ahnte wohl zuweilen etwas, wenn ich mit ihr allein war, an den dunkeln, verfinſterten Blicken, die ſie auf mich warf, an den Seufzern, die aus einem gepreßten Herzen hervorbrachen, an der künſtlichen Gewalt, womit ſie ſich ſelbſt dieſe Leidenſchaft verbergen wollte. Entehrt, wie ſie ſich glaubte, durch die Treuloſigkeit eines ſchlechten Menſchen, hatte ſie alle Anſprüche aufgeboten auf die Liebe irgend eines Mannes, den ſie ehrte, wie mich.

Sie wollte aus der gewaltſamſten Leidenſchaft eine überirrdiſche Freundſchaft machen. Unter dieſer Anſtrengung erlag

die ganze Stärke ihrer arbeitenden Seele. Ihr wußtet nicht, warum auf einmal ihr Gram ſo mächtig wurde. Ach, es war ein neuer Gram, und ein ſtärkerer! Sie hoffte in dieſem zerſtörenden Kampfe dennoch Siegerin zu bleiben. Sie nannte ihre Liebe Freundſchaft, und auch ich hielt ſie dafür.

Du kennſt die Tage, da ſie nur von mir erheitert werden konnte. Deine Mutter bat mich, die Gewalt, die ich über ſie hatte, anzuwenden, um ſie ruhiger zu machen.

Sie erzählte mir, was ſie Niemanden gethan hatte, ihre unglückliche Liebe, in einer unendlich ſchön vertrauten Stunde. Sie drückte ſich ſo aus, als ob ſie den Treuloſen noch immer liebte, und eben das machte mich, wie immer ſchon vorher, unvorſichtig.

Ich bat ſie, ſich zu zerſtreuen, um dieſer Leidenſchaft los zu werden, die ſie muthwillig nährte.

„O,“ ſagte ſie mit brennenden Augen und zweideutig: „ihr alle wißt nicht, was

Liebe iſt! Ich ſelbſt habe es ja nicht immer gewußt. Ich bin ja zum Unglück geboren, lieber Iſenbart! Dieſe verderbliche Leidenſchaft zehrt alle Kraft meines Geiſtes auf, und nagt an den Keimen meines Lebens."

„Das liebe Henriette, ſollte die Leidenſchaft in Ihrem ſtarken Herzen nicht! Der Menſch kann viel, wenn er will."

Sie ſah mich an. „Ich weiß," ſagte ſie, ihre Hand auf das Herz legend: „ich weiß, wie ſtark ein Herz iſt. Sie, o Sie wiſſen es nicht!"

„Ja, Henriette, ich weiß es; denn ich liebe auch!"

Sie warf ihr Auge auf mich, da ich das ſagte. Dann warde der Blick immer ſtarrer. Sie fragte mit einer anſcheinenden Kälte: „Sie lieben, und das verſchwiegen Sie mir? Das iſt nicht freundſchaftlich."

Ich lächelte, ich fing ihr an meine Begebenheit mit Blanka zu erzählen. Endlich ſagte ich in der Erzählung: „und nun habe ich meine Geliebte wieder gefun-

den.“ Da erloſch das Auge, was ſie feſt auf mich gerichtet hielt; da erloſch die Farbe der Wangen in ein Leichenweiß. Sie ſah mich noch einmal an, und mit einem Seufzer ſank ſie vorwärts an meinen Buſen, in eine tiefe Ohnmacht.

Es dauerte lang, ehe ſie ſich erholte. Noch immer hatte ich nichts beſtimmtes gemerkt; aber da ſie das Geſicht aufrichtete, und nun wußte, wo ſie war, da verhüllte ſie das glühende Geſicht in ihre Schürze, und bat mich flehentlich, ſie zu verlaſſen.

„Wie kann ich jetzt, jetzt, Henriette, in dieſem Zuſtande Sie verlaſſen?“

„O unmenſchlicher Mann,“ rief ſie, das Geſicht enthüllend: „ſo genießen Sie denn des ganzen Triumphes, mich vor Schaam vor ihren Augen ſterben zu ſehen, weil Ihnen nur mein brechendes Herz meine Liebe verrathen hat!“

Da ſaß ich erſtarrt, Dörner; aber ſie ſprang auf, und ging in das Nebenzimmer. Ich war außer mir, Dörner, denn ich fühlte eine geheime Neigung ge-

gen ſie, und doch mußte ich ſchweigen. Wie konnte ich reden, da mein Geſchick noch nicht entſchieden war? Konnte nicht Blanka —? Ich war wie zernichtet, und ſo blieb ich betäubt ſitzen, wo ich ſaß.

Nach einer halben Stunde öffnete ſie die Thür, und warf mir ein Billet zu, und winkte mir, zu gehen. Das Papier enthielt dieſe Worte: „Eine unglückliche Ueberraſchung hat Ihnen mein Herz gezeigt, die unüberwindliche Leidenſchaft, mit der ich gekämpft habe bis zum Tode. Wenn ich der gewöhnlichen Achtung eines Mannes noch werth bin: ſo bitte ich Sie, unſer Haus unter einem Vorwande zu verlaſſen, und die Unglückliche nicht wieder zu ſehen, die zweimal der hülfloſe Raub eines Böſewichts, und dann ihres eigenen Herzens wurde. Verzeihen Sie mir, und ſeyn Sie glücklich!“

Ich war noch mehr außer mir als vorher. Aber ich mußte Deiner Schweſter gehorchen. So verließ ich Dein Haus, Dörner! und wir reisten ab, ohne daß ich ſie wieder geſehen hatte. Das, das

war der geheime Kummer, Dörner, der mich nicht ruhig werden ließ! Ich hatte das große Herz Deiner Schweſter kennen gelernt, das Unglück hatte ihrer Seele eine Kraft gegeben, die ich bewunderte. Ich fühlte, daß ich ſie lieben würde, daß ich ſie liebte; aber noch immer war mein Geſchick unentſchieden. Jetzt iſt es entſchieden.

Dieſen Morgen trete ich auf den Vorſaal, ich bin eben zurückgekommen von Trieſte, und auf dem Vorſaale ſteht mein Oheim und Blanka. Ich fühlte, wie ſehr ich erblaßte. Aber Blanka erklärte auf ihrem Zimmer ihre Liebe gegen Hoppe, erklärte ſie in Worten, mit Blicken, die mir gar keinen Zweifel übrig ließen, daß ſie ihn wirklich liebte. ...

Aber ſtatt, daß, wie ich erwartete, mein Oheim in Entzückungen außer ſich kommen ſollte, ſtand er da und käuete furchtſam an den Nägeln, und ſah bald mich, bald Blanka mit finſtern Blicken an. Die Scene fing an, ein wenig lächerlich zu werden; denn ich und der Oheim

ſtanden da, wie ein Paar Armeſünder vor dem reitzenden Mädchen, deſſen Auge in Entzücken und Liebe ſchwamm. Sie ging nun, wie ſie ſagte, ſich zu erholen.

Mein Oheim, (nie in ſeinem Leben hat er eine ſo jämmerliche Figur gemacht), fing an zu reden, aber jedes Wort, was er ſagte, zeigte: er meinte, Blanka liebte mich, und habe ihn nur aus Dankbarkeit gewählt.

Was ich ſagen mochte, ſah ich ſchnell, würde nicht hinreichen, ihn zweifellos zu machen, und ſo ging ich, um mich zu erholen, auf mein Zimmer, und er fluchte hinter mir her.

Ich will ihn überzeugen, ich hoffe es zu können. Seinem Glücke ſoll nicht eine Blüthe fehlen. Ich hoffe, du kommſt bald.

Iſenbart an Dörner.

Venedig.

Mein Oheim iſt glücklich. Ich hatte meinen Brief kaum fertig, ſo kam er auf mein

mein Zimmer. „Alle Welt, Ludwig,“ ſagte er: „ich will lieber Braſilienholz raſpeln, als an meinem eigenen harten Herzen arbeiten. Nimm ſie, und ſey glücklich!“

Ich fiel in ſeine Arme, und ſagte: „Oheim, Oheim, Sie haben ſo helle Augen, und ſehen nicht! Ein Kind hätte in Blanken's Auge den Schimmer der Liebe geſehen, in ihren Worten das Zuſammenſchlagen der goldnen Flügel Amors gehört. Aber Wohlan, Oheim, mag doch Blanka noch einmal entſcheiden! Wir thun, als wüßten wir nicht, daß ſie Ihnen ihre Hand gegeben, und Sie werden ſehen, daß Blanka für Sie beſtimmt war.

Es war etwas komiſches in meines Oheims Weſen. Bald ging er, als wäre er der erſte Tänzer der Pariſer Oper, und wollte Veſtris den Preis abſpringen, wenn ich nicht hinſah. Bald ging er, als ginge er auf Perlen, die er nicht zertreten wollte, oder als folgte er einer Leiche; und wenn in ſeinem Geſichte, auf dem

eben die Veränderungen wechſelten; die eine Empfindung ſchon vorüber war: ſo war ſie in den Füßen und Händen noch. Er machte einen Freuden-Sprung; wenn ſein Geſicht war, als biſſe er in eine ſaure Olive, und er ging zur Leiche mit einem Geſicht, was ausſah als die wehenden Flügel des Entzückens.

Blanka ließ fragen, ob wir mit ihr eſſen wollten. Ich ließ ſogleich ja antworten. Mein Oheim erröthete, machte einen Sprung, und ſtand dann nachdenkend ſtill. „Höre,“ ſagte er: „Du ſcheinſt Deiner Sache ſehr gewiß zu ſeyn!“

„Ja, das bin ich, Oheim, das bin ich!“

Wie gingen hinunter. Blanka empfing uns mit einer holden Freundlichkeit. Ich fing an, mir ein Herz zu faſſen. Ich wünſchte ihr Glück zu dem Beſitze meines Oheims. Ich erzählte ihr von ſeinem Entzücken. Sie ſah ihn lächelnd an. Sie reichte ihm die Hand mit einem Blicke, o gewiß voll Liebe! Wir ſetzten uns an den Tiſch. Der Wein öffnete un-

ſere Herzen, und unſere Lippen. Mein Oheim hörte mit Vergnügen zu, ſein Entzücken wuchs, da er ſah, mit welcher feinen Achtung ſie mich, ich ſie behandelte.

Dann verließ ich ſie, und nach einer Stunde kam mein Oheim in mein Zimmer geſchoſſen, fiel mir um den Hals mit einer Gewalt, mit einer Freude, die gränzenlos war. „O Ludwig," rief er: „gieb mir, tritt mir ab, was Du noch an Recht an Blanken haſt, ich gebe Dir alles was ich habe! Denn ich weiß, ſie liebt mich! ja, ſie liebt mich!"

„Das wird ſich alles finden," ſagte ich trocken.

Er blieb auf einmal erſtarrt in der Bewegung des Entzückens ſtehen. „Finden? wie ſo denn?"

„Wenn wir zu Blanka gehen," ſagte ich. Ich ſtand auf und ging zu ihr. Er folgte mir mit ganz ſeltſam bedächtigen Schritten, und blieb an der Thür ſtehen da ich auf Blanken einging.

„Ob Sie gleich, liebe Blanka, meinen Oheim lieben: ſo weiß ich doch gewiß,

Sie nehmen auch noch Theil an Ihrem erſten Freunde. Ich liebte Sie, Blanka, ich liebte Sie mit allem Feuer der Jugend. Ich wurde von Ihnen getrennt. Ich ſuchte Sie ſechs Monate hindurch vergebens. Da gab ich die Hoffnung auf, Sie zu finden, und ich ging nach Hamburg, eine Verbindung zu ſchließen, die Sie völlig frei machte. Die Verbindung wurde nicht geſchloſſen, aber mein Herz ſchloß eine andere Verbindung, die mich beglücken wird, hoffe ich."

„O mein Gott," rief Blanka, mit leuchtenden Augen, auf mich zu ſtürzend, „iſt das gewiß, Iſenbart? Täuſchen Sie mich nicht? O reden Sie! reden Sie! vollenden Sie mein Glück! Ich habe Sie nicht ohne Unruhe, ohne eine Glut vor Schaam anſehen können, daß dieſes Herz einer Empfindung vergeſſen konnte, die mir einmal unveränderlich ſchien. O, liebſter Freund, reden Sie, wer iſt die, die Sie lieben?"

„Es iſt Dörner's Schweſter. Sie kennen Sie, mein Oheim!"

„O Gott ſey gelobt!“ rief Blanka, und mein Oheim ſtürzte hinzu, nahm mich in ſeine Arme, und fragte, und Thränen fielen nicht, ſondern flogen aus ſeinen Augen: „wer? Dörner's Schweſter in Soltau? O Kinder,“ rief er: „vergebt mir!“ das rief er, in einer wunderbaren Zärtlichkeit aufgelöſt, und ſank in einem Winkel des Zimmers auf die Kniee, aber nur einen Augenblick lang. Er ſprang wieder auf, und ſagte: „Sie könnten denken, Blanka, ich hätte geknieet, weil Sie nun mein ſind, obwohl ich Gott ewig dafür danken werde. Aber nein, ich knieete um etwas, was eben ſo ſchön iſt. Denn dieſe Henriette iſt —“ Hier ſprang er zum Zimmer hinaus, und ließ mich erſtarrt ſtehen. Denn wer war Henriette? wer iſt ſie? Das fragte ich zitternd. Ihr Vater und mein Oheim waren lange Feinde.

Ich ſah Blanken an. Ich fragte: „wer iſt ſie? wer iſt Henriette?“

Sie mogte auf meinem Geſichte den Verdacht leſen, den ich hatte. „O Iſen-

härt, Sie, auch Sie können Ihren edlen Oheim verkennen, wenn auch nur eine Minute lang? Nein, ich verkenne ihn nicht, ich allein nicht."

Er kam zurück. „Wer iſt Henriette?" fragte ich doch unruhig.

„Pah," ſagte er, und ſchlug ſich auf den Mund: „in der Freude vor Gott plauderte ich. Nun denn! nun, aber es muß unter uns bleiben. Sie iſt meiner Schweſter Tochter. Ihre Mutter iſt meine Schweſter, und mein Freund — Dörner, o iſt Dein Schatten nun verſöhnt? — er heirathete ſie, meine Schweſter, die meine Braut war, um mich zu retten. Aber es bleibt unter uns! Hört Ihrs, Kinder?"

Ich mußte nun erzählen. Blanken's Freude über meine Liebe hob allen Zweifel in meines Oheims Bruſt, über ihre. O ich habe nie einen glücklichern Mann geſehen!

Von Hoppen's Hand.

Komm, Dörner, komm! Komm in die Arme Deines glücklichen Oheims! Wir haben keine Zeit mehr. Es geht nun nach Hamburg in die Arme Deiner Thereſe. O hätte ich die Macht eines Königs: ich wollte eine ganze Erde beglücken! Gott ſey mit uns allen! Aber komm! komm!

Blanka an Reginen.

Venedig.

Wünſche mir Glück, Regina, wünſche mir Glück; denn ich bin die liebende, geliebte Braut des alleredelſten Mannes! Muß ich Dir noch den Namen hinzuſetzen: o ſo haſt Du mich nicht verſtanden. Hoppen's Braut bin ich. Die Reiſe mit ihm von Hirſchberg nach Venedig enthält die ſchönſten Tage meines Lebens. Er hat das große Opfer vollendet, das er mir, das er ſeinem Neffen brachte. Er

hat nie ein Wort von ſich und ſeiner Liebe geredet, auf der ganzen Reiſe, ſo oft ich ihm auch Gelegenheit da‹u gab.

Ich ſah ſein Auge flammen, ſein Herz pochen, ſein Auge mit Thränen der Liebe benetzt; aber ſeine Lippe war ſtumm, ſo daß ich zuletzt mir den mädchenhaften Triumph — darf ich ihn ſo nennen, Regina? — nicht verſagen konnte, ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe zu entreißen. Aber er war noch mehr ein Mann als ich Mädchen.

Er ſchwieg, oder er vertheidigte ſeinen Neffen, wenn ich ihn angriff. Ich habe von ihm gelernt, welcher Opfer das tugendhafte Herz fähig iſt. Sein Herz blieb mir treu; aber ſein Mund ſich ſelbſt und ſeinem Vorſatze.

So kamen wir in Venedig an. Mit einem geheimen Schauer ging ich zu meinem Bruder, aber doch völlig entſchloſſen, das Glück meines Lebens aufzuopfern.

Er war ſo ſchlecht, mir, nachdem er meiner Mutter Geſchichte geleſen hatte, den Namen meines Vaters zu verweigern,

in Hoppen's Gegenwart die tiefſte Schande auf ſeine und meine edle Mutter zu legen. Das gab mir Muth. Ich trennte mich von ihm, ich warf mich voll Liebe an Hoppen's treues Herz.

Mein Bruder kam noch einmal nach einigen Tagen zu mir. Er hatte allen Muth zuſammengerafft, mir das Teſtament meines Vaters abzunehmen. Er hatte noch einen ruſſiſchen Großen bei ſich, und einen von der großen Procuratorie aus Venedig.

Da ſah ich das freudige Schauſpiel eines furchtloſen Mannes. Hoppe trat in mein Zimmer, und durch ſeine ſtille, allmächtige Ruhe, durch eine ganz furchtloſe Feſtigkeit, ſich durch nichts ſchrecken zu laſſen, durch eine offne Erklärung deſſen, was er thun wollte, und könnte, jagte er erſt den Ruſſen in Furcht, dann überwältigte er die Liſt des Italiäners, dann meinen Bruder.

Es wurde ein Vertrag unter uns feſtgeſetzt, daß ich das Vermögen meiner Mutter ganz allein erben ſollte, dagegen

trat ich meinem Bruder meines Vaters Vermögen ab.

Da alles abgemacht war, trat Hoppe auf meinen Bruder zu, und ſagte mit der Majeſtät eines Königs: „Die Baronin Blanka von Horrberg iſt meine Braut. Sie, Herr Baron, ließen es ſich einfallen, den Namen meiner Braut anzutaſten. Ich verlange, Sie ſollen geſtehen, daß Sie wider ihr beſſer Wiſſen Ihrer Mutter Ehre angriffen.“

„Wie, Herr Hoppe!“ rief mein Bruder erſtaunt; „das noch? jetzt noch?“

„Ja, das noch! denn ich würde dieſe Hand mit Schaam ergreifen, wenn auf der edlen Tochter edler Mutter ein Verdacht hängen bliebe. Sie wußten es, daß Ihre Mutter die edelſte Frau war, unſchuldig, rein, wie der Himmel hier.“

Er zwang ihn zu dieſen Geſtändniß, und nun, nun flog ich mit der Liebe höchſtem Entzücken in ſeine Arme, und alles war vollendet. Mein Bruder trennte ſich von mir mit Artigkeit. Ich habe ihn nicht

wieder geſehen. Er reiſte, noch den Tag nach Trieſte ab.

Auch Iſenbart iſt hier. Da ich ihn erblickte, erblaßte ich, nicht, weil ich ihn liebte, ſondern weil ich dachte, er liebte mich. Aber alles lief höchſt glücklich ab. Er liebt Dörner's Schweſter. O meine Regina, wie unendlich glücklich bin ich jetzt, da ich alles um mich her glücklich werden ſehe! Auch meine Freunde in Hamburg werden glücklich werden.

Morgen reiſe ich mit Hoppe, Iſenbart und Dörner nach Hamburg ab.

Noch eine Kleinigkeit muß ich Dir ſagen, aber mit Erröthen, und doch mit einem frohen Herzen. Den Tag nachher, da Hoppe endlich ſich überzeugt hatte, daß ich ihn mit vollem Herzen liebte, trat er zu mir ins Zimmer, und ich erkannte ihn nicht. Er trug ſein ſchönes Kaſtanien-braunes Haar, ohne ſeine häßliche Perücke. Es war den Tag, da ich meinen Bruder erwartete. Er trug die reiche däniſche Marine-Uniform, einen

goldenen Degen an einem weißen Bandelier über der Schulter. Einen reichen Hut mit einer hohen Feder.

Ich ging ihm entgegen wie einem Fremden. „Gott! lieber Hoppe!“ ſagte ich ihn, erkennend.

Lächelnd, und ein wenig verlegen, ſagte er: „es iſt nur, liebe Blanka, damit Ihr Bruder ſieht, daß ich hier nicht ohne Schutz bin. Der däniſche Geſandte hier iſt mein Freund; und obgleich ich ausgetreten bin aus dem däniſchen Seedepartement; ſo habe ich die Erlaubniß, die Uniform zu tragen, als einen Beweis der Dankbarkeit der Regierung erhalten. Aber es iſt nur für heute, liebſte Blanka!“

„Nein,“ ſagte ich überraſcht, von dieſer hohen edlen Geſtalt, „nein, ich bitte Sie, liebſter Freund, immer ſo zu gehen.“

Er lächelte, und küßte meine Hand, und ich erröthete bis an die Fingerſpitzen, daß ich mich hatte ſo jämmerlich ertappen laſſen, und mich dünkt, die edle Geſtalt in der reichen Uniform that ihre Wirkung.

Den andern Tag kam er in einem ſchwarz ſeidenem Kleide zu mir, ſehr geſchmackvoll gekleidet, ſehr reich ſagar; denn ein theurer Brillantring auf dem Finger war nicht vergeſſen, und ſehr einfach. Doch Du weißt ja, wie ihm die Kleidung ſteht, ſo daß auf dem Markusplatze eine Frau ſagte: „wie ſchön iſt der Fremde!“ Er war jetzt nicht mehr rund, ſondern nur kräftig, die edelſte Geſtalt von der Welt.

Aber nun auch kein Wort mehr von ſeiner Kleidung. Je mehr ich in ſein Herz ſehe, deſto mehr ſehe ich, wie glücklich ich ſeyn werde in den Armen dieſes unendlich edlen Mannes.

Er hat mir verſprochen, mit mir jedes Jahr nach Breslau zu reiſen, liebe Regina! Du glaubſt nicht, wie fein der Mann iſt. „Ihre Regina,“ ſagte er, „ſieht mir gerade ſo aus, als hätte ein Mann ihren Kopf einmal auf Koſten des Herzens irre geführt,“ und ich hatte ihm nicht ein Wort von Deinem Schickſal erzählt.

O wie glücklich bin ich! Laß es doch meine alte Sabina wiſſen, daß ich die Braut bin von dem Manne, für deſſen Wohl ſie alle Tage betete; ſo hatte er auch ihr Herz gewonnen.

Hoppe an Stahl.

Hamburg.

Blanka liebt mich! Blanka iſt mein! und nun mögen die Glücksſterne ruhig ihre Bahn gehen, und ich habe nichts mehr von ihnen zu fodern als ein Leben voll Geſundheit. O mein Stahl, ich war der Freund, den mein Neffe retten wollte. Ich ſollte Blanken finden, und beſitzen. Das wollte er! Ich begreiſe nicht, wie mein Herz alle das Glück tragen wird! der Himmel behüte mich nur vor Uebermuth, denn manchmal denk ich: ich muß doch ein ganzer Kerl ſeyn, daß der Himmel mir Blanken gegeben! Ich habe Friede mit der ganzen Welt, ſogar

auch mit den Schurken. Ich kann mir nicht helfen, auch mit den Schurken.

Denn da ich in Augsburg aus der Hauptkirche trat, fiel mir das Geſicht eines Bettlers auf, und da ich mich beſinne, iſts Herr Maitland. Ich ließ Blanken und die beiden jungen Herren gehen, und ſagte: „Herr Maitland!" aber leiſe. „O der Himmel iſt gerecht!" ſagte er, und ſtreckte mir eine Hand entgegen, die Eine Wunde war. Ich weiß nicht mehr, wie er die fürchterliche Krankheit nannte. Wie konnte ich Glücklicher mit dem Teufel hadern, deſſen eine Hand ſchon in der Hölle brannte!

Ich kaufte ihn in das Hospital. Der Arzt ſagte mir, er würde nicht ein Jahr mehr leben. Ich empfahl ihn einem meiner Freunde. Noth ſoll er nicht leiden. Amen!

Ludwig hat in Genua für den alten Heimchen ſehr glücklich gearbeitet. Moritz hatte dem alten Eigenſinn unter dem Vorwande, ſeine Sachen in Hamburg zu ordnen, eine unbedingte Voll-

macht abgeſchwatzt. Er giebt ſie Dörner, und damit, und mit den übrigen Papieren gewaffnet, reiſen Dörner und Iſenbart, der beiher geſagt, Dörner's Schweſter liebt, nach Italien. Sie löſen mit Hülfe Forels in Trieſte den verworrenen Knauel einer Spitzbüberei auf. Sie verſchaffen ſich vorher erſt alles Licht in der dunkeln Betrügerei, und dann begleitet ſie Forel nach Genua, wo Herr Alboni von dem Raube ſeiner Spitzbüberei wie ein Fürſt lebt.

Anfangs macht Ludwig kleine Foderungen, die der Spitzbube unvorſichtig bewilligt, weil ſie ihm zu nichts zu führen ſcheinen. So lockt ihn Ludwig aus einer Falle in die andere. Der Spitzbube hat eine Kleinigkeit zugeſtanden, die aber eine andere Kleinigkeit gewiß macht, und die wieder eine. Kurz, das geht an einem Schnürchen; denn Ludwig kennt den Italiäniſchen Boden. Auf einmal ſieht ſich der Herr Alboni gefangen, aber er greift zur Gewalt, bis denn Forel, der in Genua große Bekanntſchaf-

ten

ten hat, hinter der Kuliſſe hervortritt. Alles iſt vorbereitet, alle Fälle voraus berechnet; wohin Alboni flieht, iſt mein Neffe ſchon geweſen, oder Forel. Kurz, Heimchens Vermögen wird bis auf eine armſelige Kleinigkeit gerettet.

So reisten wir denn nach Hamburg ab. In Bremen verließen uns Ludwig und Dörner, um nach Soltau zu gehen. Meine Schweſter war in Hamburg, hörte ich, mit Sack und Pack. Wie ſie mit Heimchen bei ſeinem Falle fertig geworden iſt, das ſoll mich wundern, ſagte ich; und ſo fuhr ich mit Blanka friſch drauf los, und hielt endlich vor Heimchens Hauſe.

Die große Thür war verſchloſſen. Wir ſtiegen die Hausſtufen hinan. Alles ſtill. Mir that das Herz weh. Ich ſchleiche, nicht um ſie zu überraſchen, nein, aus Mitleiden mit dem alten gebeugten Mann, mit Blanka die Treppe hinauf, poche leiſe an, öffne und finde den alten Heimchen mit ſeiner Familie, im Kreiſe eines frohen Vertrauens am Theetiſche.

Er erkannte mich nicht ſogleich, denn Stahl — Petz über den Menſchen! — ich gehe jetzt gekleidet wie ein junger Springinsfeld mit einem Tituskopfe, und ſo weiter. Ich denke, ich thue Recht daran; denn der Verlobte einer jungen Braut iſt doch etwas anders, als ein Hageſtolz, der keine Hoffnungen erregen will. Hab' ich Unrecht, ſo rede!

Genug, er kannte mich nicht; aber das Freudengeſchrei der Mädchen, Hoppe! Oheim Hoppe! Blanka! o Herzens-Blanka! brachte ihn auf die Beine. Er fiel an meine Bruſt mit der alten Innigkeit. Denn erſt nach der langen Umarmung beſah er mich, und bückte ſich vor Blanka. „Gott," ſagte er gerührt, „hat meinen ſchönſten Wunſch erfüllt, ſehe ich da an meinem Freunde. Ihr Herz hat ihn gefunden, Blanka! Nun denn, lieber Hoppe," fuhr er fort: „es hat ſich mit uns geändert. Sieh, ich bin auch jünger geworden, und froher."

„Auch froher, lieber Hoppe? auch froher?"

„Frag' die da, Frau und Kinder, was die ſagen!“

„O mein Gott!“ riefen ſie alle, die Baſe Pold ſah ein wenig verlegen aus — „es giebt kein glücklicheres Haus als unſeres, Oheim!“ rief Thereſe.

„Siehſt Du, Hoppe! und dennoch iſt hier von uns keiner, dem nicht ein großer Wunſch verloren gegangen wäre. Aber laß doch hören, erzähle doch, wo fandeſt Du Blanka? Wo? Wie ging es zu, daß“ —

Die drei Mädchen flogen zum Zimmer hinaus, um allein zu ſeyn. Und ich ſetzte mich mit Heimchen an eine Flaſche alten Rheinwein, in Verlegenheit, wie ich das Ding nun anzugreifen hätte. Ich hob an zu erzählen, aber beim dritten Worte war ich bei ſeinem Fall, und ich ließ mir darüber berichten.

Sieh, Stahl! des alten Mannes Muth iſt gar nichts als der Entſchluß, ein Mann zu ſeyn. Seine frohe, heitere, ruhige Laune iſt nichts, als ſeine Tugend. Denn ſein Fall ſchmerzt ihn ſehr, was ich

voraus geſehen hatte. O dieſer feſte Mannsſinn, wie viel iſt der werth!

Ich brachte ihn, um ihm näher zu kommen, mit einer Frage auf meine Schweſter.

„Es geht ihr wohl; und wenn ich jetzt nicht mit ihr auseinander wäre: ſo hätte ich Dir etwas über ſie zu ſagen. So aber nicht. Sie wird reich.“

„Sage immer, Heimchen, ſag immer, ich kenne Dich ja, ich kenne ſie!“

„Sie liebt das Geld aus Habſucht, Hoppe. Sie will reich werden, um hochmüthig ſeyn zu dürfen. Ich wollte auch reich werden, wie jeder Bürger es ſollte, für mein Vaterland. Ich war, das weiß Gott, ein reicher Bürger; aber ſie iſt eine reiche Frau, deren Wurzel nicht feſt ſteht in ihrem Vaterlande, ſondern in ihrem Geldkaſten. Die Verbindung zwiſchen Thereſen und Deiner Schweſterſohn iſt zerriſſen.“

„Ich glaube es nicht, Heimchen, wenn der Himmel meine Wünſche erfüllt.“

„Zerriſſen, ſage ich Dir, wie ein Mann! zerriſſen!“

„Auch das, Heimchen. Werde nicht böſe! Und doch denke ich, wenn es Gottes Wille iſt, habe ich auch Recht.“.

Aber ich brach ab, denn Baſe Pold kam zu horchen. Das war mir lieb; denn im Glück iſt Heimchen der Eigenſinn in Perſon, und im Unglück wird er noch feſter, noch eigenſinniger. Ich ging alſo mit Geräuſch in mein Zimmer, und was ich vermuthet hatte, geſchah, Thereſe ſteckte das blonde Köpfchen mit den hellen neugierigen Augen in die Thür.

Ich winkte ihr, ſie kam. „Erſtlich,“ lieber Kouſin, denn Oheim darf ich Sie nicht mehr nennen, hob ſie an, „ſind Sie mir Blanka ſchuldig; denn die Veränderung in Ihrer Kleidung kommt von mir.“

„Dagegen Thereſe,“ erſtlich, „habe ich mich in meiner Quäcker-Perücke mit Blanka verlobt; alſo iſt das nichts.“

„Zweitens,“ lieber Kouſin, „iſt Minna ohne alle Hoffnung; denn Moritz

iſt nach des Vaters Meinung für Minna zu reich.“

„Zweitens iſt Dein Vater noch einmal ſo reich als Moritz; iſt alſo das das Hinderniß ganz?“ —

Hier fiel mir das Mädchen mit den ſchönſten Thränen der Freude um den Hals, und rief: „o wenn das iſt, ſo mag es mir gehen, wie mein Vater will! Ich lebe von meiner Schweſter Glücke.“ Sie wollte hinaus.

„Das darf nur Thereſe wiſſen, nicht Minna. Wir wollen nicht eher das Te deum ſingen, als bis die Schlacht gewonnen iſt.“ Aber nun Drittens: „denn Du hatteſt noch etwas, Thereſe.“

„Drittens,“ ſagte ſie mit einer Verbeugung; „weiß ich nicht, wo Ihr Freund Dörner ſteckt.“

„Drittens Thereſe iſt Dein geliebter Dörner mit mir zurück gekommen.“

„Aber Viertens, ich bin arm, und er iſt arm, und zwiſchen arm und arm giebts keine Verbindung, ſagt Papa, Mamma,

Baſe Pold, die ganze Welt, auſſer ich allein nicht.“

„Du wenigſtens biſt reich, Thereſe, alſo viertens, und für Dörner hat ſich ein reicher Oheim gefunden.“

„Fünftens, dieſer reiche Oheim ſind wohl Sie?“

„Gerathen, mein Kind! Aber nicht geplaudert, ſonſt geht alles wieder in den Wind, Thereſe.“

„Ich bin ſtumm wie ein Fiſch,“ rief ſie, und nun ließ ich mir alles von ihr erzählen. Ich ſah nun klar, und konnte nun anfangen, auf den alten Eigenſinn zu wirken.

Am andern Morgen hob ich an. „Was macht Moritz, Samuel?“

„Ein braver Mann, der alle ſeine Thorheiten wieder gut macht, bis auf eine.“

„Der Teufel, Samuel, nenne mir geſchwind die Thorheit, die ſich nicht wieder gut machen läßt! Vor dem Richterſtuhle des Ewigen kann es die Reue, und Du biſt ein Menſch. Warum, frage ich,

iſt Minna nicht Moritzens Frau? Gib mir eine ordentliche Antwort."

„Gut denn! Er iſt reich, ich bin arm; würde nicht die Stadt ſagen, nun er arm iſt, nun gibt er nach?"

„Freilich, Du hätteſt früher nachgeben ſollen; alſo wenn Du reich wäreſt?"

„Wenn ich reich wäre, er ſollte ſie haben."

„Du biſt reich, Samuel."

„Hm! ja! ich danke Gott dafür. Den Reichthum aber kennt die Stadt nicht."

„Auch ſo biſt Du reich, denn Ludwig, Ludwig, meiner Schweſter Sohn, erhielt von Moritz eine unbedingte Vollmacht in Deinem Namen; damit reiste er nach Italien. Alboni war ein Spitzbube. Ludwig fing den Spitzbuben, und Dein Vermögen iſt gerettet."

Hier ſaß Samuel ſtarr da. „Woher weißt Du das?" fragte er dann langſam.

„Ich komme mit Ludwig aus Italien. Er hat in Londoner und Hamburger Papieren Dein Vermögen bei ſich."

„Iſt doch alles nichts; mein Schwiegerſohn wird er nicht. Mag er behalten, was er mir gewann.“

„Du willſt Deine Thereſe Dörnern geben? Auch, weißt Du, war das mein Wunſch.“

„Auch das nicht, Tobias! Ich mag mit dem Manne nichts zu thun haben, deſſen Vater ſo undankbar gegen Dich war.“

„Iſt das Dein ganzer Einwand, Samuel?“

„Er iſt arm, Thereſe iſt arm.“

„Du biſt reich, ſage ich Dir.“

„Gleichheit iſt nöthig.“

„Auch er iſt reich, denn er hat einen reichen Oheim gefunden.“

„Für wenn biſt Du eigentlich, Tobias? Ich verſtehe Dich nicht. Deiner Schweſter Sohn wird mein Schwiegerſohn nicht, und Deines Feindes Sohn eben ſo wenig. Das iſt feſt beſchloſſen.“

„Aber doch der Sohn meines Freundes, wenn ich einen hätte, der ſein Leben für mich ſchweigend hingegeben hätte, der mich geliebt hätte bis ins Grab, auch wenn ich ihn gehaßt hätte? der doch?“

„Den bring mir, und wäre er ärmer als ich, ſo geb ich ihm meine Tochter.“

„Und wäre er auch meiner Schweſter Sohn, wenn nur nicht der Sohn der Madame Iſenbart.“

„Du ſcherzeſt, lieber Tobias, mich dünkt zur Unzeit.“

„Um Dich zu überzeugen, daß es mein Ernſt iſt, ſo lies dieſen Brief.“ Ich gab ihm Dörners Vermächtniß an mich.“

Samuel ſchob meine Hand zurück. „Ich leſe keine Briefe mehr; denn mit Euren Briefen, das habe ich erfahren, zieht Ihr mir immer das Seil über die Hörner.“

„Ja, warum haſt Du auch Hörner, Samuel? Ein Menſch ſollte keine Hörner haben.“

„Habe ich Hörner, Tobias?“ fragte er gerührt, mir die Hand reichend.“

„Ein paar ganz kleine, Samuel, das iſt nicht zu leugnen.“

„So gieb, ich will leſen.“ Er ſetzte ſich auf ſeinen Verſchlag, und fing an zu leſen.

Während er las, kam ſeine Familie.

Mit einem komiſchen Ernſt rief er herab: „da muß ich ſchon wieder Briefe leſen! Aber ich hoffe zu Gott, es ſollen die letzten ſeyn, die Ihr mir gebt, mich zu fangen.“

Thereſe ſah mich groß an, und lächelnd. „Ach, lieber Hoppe, betrifft das Nummer eins oder zwei oder welche?“

„Die letzten Nummern, Thereſe.“

„Alſo dieſes Herz?“ ſagte ſie erröthend, und die Hand ängſtlich auf die Bruſt legend.

„Ja, Thereſe, und Du kannſt Dich immerhin bereit machen, wenn die Briefe da anders ihre Wirkung thun, meiner Schweſter Sohn Deine Hand zu geben.“

Sie lächelte. Der Alte las ruhig weiter. „Pah,“ rief er auf einmal, „nun kommts ins Feuer! Ihr denkt, es ſoll auf naſſe Augen und einen Punſch hinaus laufen; aber Ihr irrt Euch!“ und dabei fing er an, von Zeit zu Zeit ſein Auge zu trocknen. „Hols der Henker,“ rief er auf einmal, ſich die rollenden Thränen mit dem Tuche trocknend: „ſie werfen mir wieder das Seil über die Hörner!“

Er las weiter. Dann kam er herab. Er fiel in meine Arme. „Tobias," ſagte er: „beim lebendigen Gott! ich verurtheile nie einen Menſchen wieder! und Dein Wunſch iſt erreicht, Deiner Schweſter Sohn iſt mein Schwiegerſohn! Thereſe iſt ſein. Aber alle Teufel! welche Sprünge macht Ihr mir? O das Herz, das Herz, Tobias, ſpielt dem rechtlichſten Bürger doch verdammte Streiche, und dabei kann man dennoch ein braver Bürger ſeyn; denn das war Dein Vater. Gott tröſte ihn! Es war ein Ehrenmann, trotz der Briefe."

„Auch in den Briefen, Samuel. Alſo ſiehſt Du, man muß nichts abſchwören. Meiner Schweſter Sohn wird Thereſens Mann?"

Die arme Thereſe war bleich und zitternd in den fernſten Winkel Fuß vor Fuß geſchlichen.

„Mein Schweſterſohn," rief ich laut Thereſen zu: „liebe Thereſe, heißt Dörner!"

„Dörner?“ riefen alle: „Dörner?“ beſonders ſtand da Baſe Pold mit großen Augen, und begriff nicht, bis ich denn ihnen allen den Zuſammenhang erzählte. „Und Ihr könnt ihn mit jedem Augenblicke erwarten!“ rief ich, einen Brief, den ich von Ludwig erhalten hatte, aus der Taſche ziehend.

Da flog Thereſe in meine Arme. O Oheim, Gott! Sie ſind ein Zauberer. Er kommt! Gott, ich kann ihn nicht empfangen. Ich bin nicht gekleidet.“ Sie wollte ihr Tuch abnehmen, und ſich anfangen beſſer zu kleiden; Blanka und Minna mußten ſie lachend halten.

Den Brief von Ludwig leg ich Dir bei!

Ludwig an Hoppe.

Soltau.

O liebſter Oheim, wie glücklich löst ſich alles! Wie unendlich glücklich! Da wir

ins Haus traten, kam uns Henriette entgegen. Eine hohe Röthe überzog ihr Geſicht, da ſie mich erkannte. Der Sohn lag in der frohen Mutter umſchlingenden Armen.

Ich führte Henrietten ins Zimmer, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubte. „Meine theure Henriette,“ ſagte ich, „ich bin Ihnen noch eine Fortſetzung unſerer letzten Unterredung ſchuldig, die Sie abbrachen.“

„Ich bat Sie, Herr Iſenbart, damals, ich bitte Sie noch jetzt flehentlich“ — ſie wollte ihre Hand aus meiner ziehen. Ich ließ fahren; „aber anhören,“ ſagte ich, „müſſen Sie mich. Ich liebte,“ ſagte ich: „und jetzt habe ich die Geliebte wieder gefunden. So weit war ich, da Sie mich unterbrachen. Jetzt fahre ich fort; und dennoch Henriette habe ich die Geliebte freiwillig aufgegeben, noch ehe ich Sie, meine Henriette, kannte.“

„Halb frei von dieſer Verbindung, und doch nicht ganz — zog ich“ ..

„Wie ſo halb frei? nicht ganz frei? Was iſt das?“

„Mein Oheim Hoppe, liebte das Mädchen. Ich hatte ſie ſeit einem Jahre geſucht, und vergebens. Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, ſie zu finden. Ich betrachtete mich für frei. So zog ich in Ihr Haus. Ich ſah Sie, Henriette. Ein leiſes Gefühl zog mich zu Ihnen. Ihr Umgang wurde der ſchönſte Reitz meines Lebens, aber meine Verbindung mit der Geliebten, war nicht ganz gebrochen. Ich mußte ſchweigen.“

„Mein Oheim hatte ſie indeß gefunden, und ſie liebte ihn. Ich fand beide in Venedig, und nun auf Flügeln der Liebe fliege ich zu der geliebten Henriette, und bitte Sie, mein zu ſeyn.“

Ich faßte ihre Hand, ich drückte ſie auf mein Herz.

„Mich betrog einmal,“ ſagte ſie finſter, „die Bosheit. O Gott, betrügt mich jetzt zum zweitenmale das Mitleiden, die Freundſchaft? Iſenbart, der zweite Betrug wäre fürchterlicher als der Erſte. O betrügen Sie mich nicht ſo! Eine vergebene Hoffnung erträgt das matte Herz nicht.“

Da kam ihr Bruder. Er gab ihr meine Briefe von Venedig. Sie las ſie in

ihrem Kabinet allein. Da kam ſie hoch erröthet, wie die Blume der Liebe, ins Zimmer. Sie legte ihr Haupt an der Mutter Buſen, und reichte mir ſeitwärts die Hand. Wir waren glücklich, lieber Oheim!

Aber nun trieb uns Dörner. Wir gehen Morgen früh von hier ab, nach Hamburg, Henriette und ihre Mutter kommen mit uns. Ich ſende dieſen Brief mit der reitenden Poſt, die dieſen Augenblick abgeht. Sie dürfen uns jede Stunde erwarten. Meine Mutter aber, lieber Oheim? und Thereſens Vater? Wir ſteigen bei Moritz ab. Ein Wort von Ihnen wird uns belehren, was wir alle hoffen dürfen. Adieu!

Hoppe an Stahl zur Fortſetzung.

Ich hatte Moritz ſagen laſſen, die fremden ſollten nicht eher kommen, als bis ich einen Boten ſendete. Ich ging zu meiner Schweſter, ſie empfing mich mit einem Armenſünder Geſichte. „Bruder," ſagte ſie, „wenn Du mir Vorwürfe machen willſt, ſo mache ſie hart, denn ich verdiene ſie."

„Und ſo ſchenke ich ſie Dir; aber es hat ſich gefunden, daß Heimchen ſo reich iſt, wie ſonſt.“

Sie wurde feuerroth. „Denn Ludwig war in Italien, er hat Heimchens ganzes Vermögen gerettet.“

„Dem Himmel ſey Dank, Bruder! und ſo — denk ich — Herr Heimchen —“

„Du kennſt Herr Heimchen; und müßte er wieder arm werden, ſo würde daraus nichts. Und Ludwig hat jetzt, da ſeine Verbindung mit Heimchen zerriſſen war, nach Deinem Kontrakte mit ihm, ſelbſt gewählt.“

„Gewählt? ſelbſt?“

„Nun zum Teufel! ſoll ein Anderer für ihn wählen?“

„O nein! Wen hat er gewählt? Ich ſollte es doch wiſſen?“

„Dörners Tochter, meines alten, Deines alten Freundes Tochter.“

Sie erröthete wieder. „Eine verſtoßene?“

„Da heirathet er in des barmherzigen Gottes Familie; denn die Verſtoßenen ſind Gottes Kinder.“

„Eine Bettlerin? denn auf mich darf er nicht rechnen? Eine Bettlerin?“

„Das ſoll ſie nicht ſeyn, Schweſter!“ ſagte ich erhitzt, „das ſoll er nicht ſeyn.

Er iſt nur meiner Schweſter Sohn. Him=mel! o Himmel! wäre er mein Sohn! doch damit Du ſieheſt, daß das Mädchen nicht arm iſt, ſo gebe ich ihr meinen Antheil an den däniſchen Tontinen, und an dem Handel in die Oſtſee, den Du bisher hatteſt, und ſie ſind reich.“

Sie ſchlug ihre Arme um mich, und ſagte: „kann Ein Wort den Bruder ſo erbittern? Ich ſage ja nicht nein!“

Aber nun war mir die Seele kraus geworden, und ſo ſchlug ich auf ihre Herrſchſucht, auf ihren Geiz, auf ihren Hochmuth mit aller Gewalt ein, und drang darauf, ich wollte ſogleich die Bücher ſehen, wie mein Handel jetzt ſtünde.

Da brauchte ſie die alten Künſte, womit ſie ſchon ſeit Jahren mich einfängt; aber dieſes Mal wollten ſie nicht recht helfen; doch es wurde wieder alles ruhiger.

„Der Vater war Dein Feind,“ ſagte ſie zuletzt.

„Das war er nicht; denn wiſſe, ſeine Frau war meine Schweſter.“

Alle Welt, Stahl, ſie verſchnappte ſich hier. Sie fragte: „auch das weißt Du?“

Ich machte doch ein paar Katzenaugen, und fragte liſtig: „alſo haſt Du es ſchon lange gewußt?“

„Ja,“ ſagte ſie, getäuſcht von meiner freundlichen Frage; aber eben darum, ihre Geburt —“

Da brach ich los, Stahl, wie ein reißender Sturm: „das wußteſt Du? Du wußteſt, ſie war meine Schweſter, und hetzteſt mich auf gegen den allergroßmüthigſten Freund meines Lebens? Wie, Hölle! Teufel! Du wußteſt, daß ſie meine Schweſter war, und ſie verſchmachtete faſt im Elend, und Du wuſcheſt, ſtatt zu beten, Morgens und Abends Deine Hände in meinem Golde? Ruft mir den Faktor! Du wußteſt es, und ließeſt mich umher gehen und auf ihn fluchen, der für mich alles hingab? O himmliſche Gelaſſenheit, hier will ich nicht gelaſſen bleiben! Könnt ich Flammen ſpeien, ſtatt Athem, ich würde es, und verzehrte Dich die Flamme! Ruft den Faktor! Und Du, Du willſt nicht, daß Dein Sohn meiner Schweſter Tochter heirathen ſoll, und er, er heirathete die Mutter, mich zu retten, ſchwieg und ſtarb und vergab mir?“

„Mein Gott, die Art, wie ich es erfuhr, Bruder — kannſt Du denn gar nicht verzeihen? nicht dem ſchwachen Weibe! Und er verzieh Dir! Er liebte Dich!“

„Seht,“ rief ich, „da ficht der Teufel mit der Bibel in der Hand!“

Kurz, Stahl, am Ende blieb alles beim Alten, außer daß ſie ihrem Sohne ein großes Kapital ausſetzen mußte; denn ich beſtand durchaus darauf, das junge Parr ſollte ſeine Wirthſchaft ganz allein treiben. Unter der Bedingung ließ ich ihr die Tontinen.

Nun ging ich zu Hauſe, nachdem ich zu Moritz geſchickt hatte.

Ich habe ſogar in der Hitze vergeſſen ihr zu ſagen, daß ich Bräutigam war, aber ſie wirds wohl an meinen Kleidern gemerkt haben.

Ich kam wieder zu Heimchens. Die Baſe und ihre vier Hunde, und alle ſprangen mir freudig entgegen; denn die Baſe Pold hatte indeß gehört, daß Heimchen wieder reich war. Sie hatte den Tiſch gedeckt, auf dem mir Samuel ſchweigend die Menge Silberzeug zeigte, die Baſe Pold aufgeſetzt hatte. Aber ich wette, er war eben ſo wenig gleichgültig dagegen.

Nun kamen denn Dörners, und Iſenbart, auch Moritz. Du mußt im Leben keinen närriſchern und rührendern Auftritt geſehen haben, als den wir machten. Alles ſtand fremd gegen einander, und doch rollten über jedes Geſicht Thränen.

Samuel mit einer Stimme, die alle Augenblicke ins Weinen umſchlug, hob an: „ich habe Hörner, und nicht kleine, Tobias! Und ſo vergieb mir Moritz! vergieb mir Minna! Das Herz hat ſeine Rechte ſo gut, wie das Bürgerleben. Das fühle ich jetzt an meinem weichen Herzen, voll einer höhern Freude, als die mir ganz Hamburg geben könnte. Da Moritz, Minna iſt Dein! der Segen Gottes mit Euch!“

„Thereſe,“ ſagte er nun: „er hat Dich aus dem Waſſer geholt, hier, Herr Dörner, und mich aus dem hölliſchen Feuer der Advokaten. Gieb ihm Deine Hand, Thereſe! Da lagen zwei Paare einander in den Armen.“

„Deine Mutter,“ rief ich, „Ludwig, hat in Deine Verbindung gewilligt. Aber ich flog mit dem Geſchrei: o meine Schweſter! in die Arme der Mutter Dörners. Sie wußte es ſchon. O lieber Stahl, welche ſtolze Minute voll Entzücken, voll hoher himmliſcher Freude! Da nun das Getümmel recht unter einander lief, und die Freude mit ihren hundert Stimmen jauchzte, und mit ihren hundert Flügeln ſchlug, da hätte es recht hübſch werden können, wenn nicht der Baſe Pold vier Hunde wie raſend, bellend und uns zauſend dazwiſchen herum geſah-

Bayerische Staatsbibliothek München

ren wären, ſo daß wir Männer alle mit den Füßen um uns ſtießen, und riefen: die verdammten Hunde!"

Baſe Pold gratulirte mit tiefen Verbeugungen, und ausgeſuchten Redensarten, die Niemand anhörte als Blanka. Samuel rief mit ſchrecklicher Stimme: „Reſ! Punſch auf heute Abend! Und ſo wurde nun endlich ein Getümmel, bei dem wir lachten und weinten, bis denn endlich Baſe Pold ſagte: „wenns gefällig wäre! es iſt angerichtet!"

Meine Schweſter kam nun auch. Sie war unbeſchreiblich freundlich mit Henrietten und Blanken, beſonders da ſie hörte daß Blanka ſehr reich war.

„Heute über acht Tage iſt Hochzeit," rief endlich Samuel am Abend, in jeder Hand ein Glas Punſch, den ihm Thereſe fleißig zutrug, und die uns alle mit ihren drolligten Bemerkungen frölich machte. „Heute über acht Tage iſt Hochzeit! Ich will Euch zeigen, daß ich nicht bloß ein Bürger von Hamburg, ſondern auch ein Menſch bin." Alſo Stahl komm! Ich ziehe den Tag auf meinen Garten, und Stahl! Stahl!

O wie barmherzig iſt Gott! Amen.

Ende.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius, 1758-1831

Bürgersinn und Familienliebe, oder Tobias Hoppe

Halle 1812

P.o.germ. 785 c-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113384-3